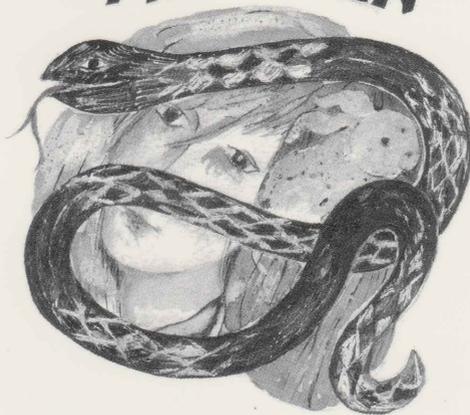


■ Winfried Paarmann

# DAS SCHLANGEN- MÄDCHEN



Erzählung

*1. Auflage 2002  
Schardt-Verlag Oldenburg  
Übernommen Goldwaage-Verlag 2014  
Goldwaage-verlag@freenet.de  
ISBN 3-89841-070-6*

*Zu diesem Buch:  
(Klappentext der ersten Ausgabe)*

Im mittleren Rumänien, im ehemaligen Siebenbürgen, taucht ein zwölfjähriges Mädchen auf, von den Dorfbewohnern schließlich das „kleine Zigeunermädchen“ genannt. Niemand kennt seine Herkunft. Es ist ein Mädchen mit einer geheimnisvollen dunklen Aura, das für alle unnahbar bleibt. Bald stellen sich seltsame Phänomene ein: In den Ställen verendet Vieh, auf den Höfen macht sich eine panikartige Unruhe breit. Ein paar Bauerkinder berichten, Schlangen gesehen zu haben. Aber die Giftschlangen geben nur immer weitere Rätsel auf...

Wie ein schweres Fieber lastet eine nicht greifbare Bedrohung über dem Dorf. Doch es ist nur der Ausbruch einer lange schwelenden Krankheit. Vor Jahren hat sie eine tiefe Wunde in die Dorfgemeinschaft gebrannt. Unverheilt, wie ein Eitergeschwür, reißt sie plötzlich auf, und niemand erkennt zunächst, dass die Spuren der neuen Schrecken direkt zum „kleinen Zigeunermädchen“ führen.

Erzählt wird die Geschichte von einer neunzigjährigen damaligen Augenzeugin. Sie spricht von einem Sommer der „Schrecken und Wunder“ und berichtet von einem paranormalen Phänomen, das sie in diesen Wochen zutiefst verwirrte: ein „Besessenheitsphänomen“ mit dem Sog seiner nochmals „magischen“ Begleitwirkungen.

So sehr die Ereignisse eine Begegnung mit dem Irrationalen zu sein scheinen, in einer anderen Sichtweise leuchtet doch alles in einer eigenen „Logik“ auf, durchaus in sich stimmig und Erklärungen zugänglich.

Darüber hinaus handelt es sich um eine zweifache Liebesgeschichte -: so anrührend, scheu und von Verletzlichkeit gezeichnet in dem einen Fall wie im anderen von Hingabe und einem bedingungslosen „Einander-verfallen-Sein“ geprägt, wie Liebe nur sein kann.

*Nichts ist so unwahrscheinlich wie die Wirklichkeit.*

Edgar Allan Poe

*Von dieser Geschichte erfuhr ich während einer achtstündigen Bahnfahrt von Berlin nach Graz, aus dem Mund einer fast neunzigjährigen Frau.*

*Im Mittelpunkt steht ein paranormales Phänomen. So sehr ich mich hin und wieder bereits mit Phänomenen dieser Art befasst hatte, so riss mich diese Geschichte doch rasch in einen Strudel bedrängender Emotionen. Ich lauschte mit dieser Mischung aus Irritation und Skepsis, wie dann doch mit wachsender Faszination, Gebanntsein, Geschocktsein.*

*Sicher, es gibt diese unerklärlichen Dinge „zwischen Himmel und Erde“, in einem gewissen Maße jedenfalls, wie ich meine Glaubenssätze beschrieben hätte. Und doch: Wenn man konkret und authentisch mit ihnen selbst konfrontiert wird, was macht man damit?*

*Immer wieder nahm ich die kleine, stramm sitzende Dame mit jenem zweiten, heimlichen Blick ins Visier, der sie auf ihre Zurechnungsfähigkeit hin prüfte. Doch sie schien klar bei Verstand. Sie sprach mit leisem, unaufdringlichem Ton und doch mit einer beachtlichen Intensität, die von Satz zu Satz Betroffenheit spüren ließ. Nein, auch für eine Geschichte der ausufernden Fantasiausschmückungen, in die sie ihre Dramatisierungs- und Fabulierlust investierte, war sie zu abgeklärt und zu alt.*

*Wer sich auf das Ungewöhnliche, eben das Paranormale nicht einlassen will oder kann, der sollte diese Geschichte nicht lesen.*

*Meine Mitreisende erwähnte, sie selber habe vor Jahren mit der Niederschrift der Geschichte begonnen. Sie war sogar noch einmal an den Ort der Ereignisse gereist, um sich an alles besser erinnern zu können. So bat ich sie, mir ihre Aufzeichnungen, vollendet oder nicht, zuzuschicken. Dann hörte ich zunächst nichts mehr von ihr.*

*Zwei Jahre darauf allerdings, kurz nach ihrem Tod, erhielt ich eine Post ihres Sohnes: ein begonnenes Manuskript in einem Umschlag, der mit meinem Namen versehen war. Die erbetene Geschichte - nach wenigen Seiten leider nur noch ein dünnes, stichwortartiges Protokoll, gelegentlich mit einigen akribisch durchgeformten, „literarisch hochgestimmten“ Absätzen oder doch außergewöhnlichen Wortwendungen durchsetzt. Ich spürte den Anspruch, dem sie sich selbst offenbar zuletzt nicht gewachsen fühlte.*

*Die Ergänzungen befanden sich unverändert in meinem Kopf. Ich schrieb sie schließlich auf, wie ich mir die Geschichte nach jener nächtlichen Bahnfahrt gewünscht hatte: erzählt aus dem Mund jener alten Dame, so nah am Leben und an der Wahrheit, wie ich selber sie hörte.*

## 1

Ich bin zurückgekommen an diesen Ort, um diese Geschichte hier zu erzählen.

Ich blicke auf die Landstraße vor dem Fenster meiner kleinen Pension und schaue über sechzig Jahre zurück - in jenen Sommer der Schrecken und Wunder.

Alles wie damals, alles anders. Die schmale Dorfstraße mit ihrer Abzweigung, an welcher der kleine Dorfladen liegt. Sie ist noch mit denselben Steinen gepflastert, und auch die meisten Häuser, Viele schon damals baufällig und alt, erkenne ich wieder.

Man hat eine Reihe von Pappeln gefällt, und gegenüber dem Dorfladen befindet sich nun eine kleinere Poststation. Die Zeit ist hier mit trägen Schritten vorangegangen. Ab und zu das Summen und Dröhnen eines Automotors, das Scheppern über dem holprigen Pflaster. Damals fuhren hier Pferdekarren und Fahrräder, manchmal ein Traktor.

Von damals bis jetzt: über ein halbes Jahrhundert Zeit. Alle Bilder sind wieder lebendig. Die Geschichte vom kleinen Zigeunermädchen, vom „Schlangemädchen“, will ich erzählen.

Die „kleine Zigeunerin“ wurde sie von den Leuten genannt, in den sechs Wochen, in denen sie damals hier auftauchte. Nach ihrem Verschwinden schrieb auch die lokale Presse über sie. Ich habe die Zeitungsnotiz gut aufbewahrt, sie liegt neben mir. Und auch die anderen Artikel habe ich noch: Alle berich-

ten sie von den verendeten Tieren auf den Gehöften, der panikartigen Unruhe in den Ställen, der Jagd nach den Schlangen. Nirgends ein Satz, nirgends eine Vermutung, dass es einen Zusammenhang gab zwischen dem Mädchen und den Schlangen. Und schließlich, ein Vierteljahr später, die Berichte von dem verheerenden Brand, der acht der Gehöfte zerstörte.

Es war ein Sommer, der an Rätseln, Schrecken und Wundern alles übertraf, was meinem klaren Denken möglich erschien.

Ich schaue auf diese bekannten Hügelketten. Drei Fußstunden von hier würde ich in klaren Umrissen die Gipfel der Karpaten erblicken, drei Fußstunden in der anderen Richtung stünde ich am Ufer der Mures, diese Silberader durch Siebenbürgen, wie meine Tante sie nannte.

Der Dorfladen. Der Feldweg hinauf zum kleinen Gehöft. Das Gehöft meiner achtzigjährig verstorbenen Tante, auf dem ich jene Sommerwochen verbrachte. Gegenüber das andere Gehöft auf der kleinen Anhöhe, in dem mir mehrmals ein unerwartetes Gastrecht zu Teil wurde. Es ist zugewachsen von einer dichten Wand von Sträuchern und Hecken, seit Jahren unbewohnt und verwaist, wie man mir sagt.

Ich bin eine alte, hinfällige Frau geworden, doch mein Geist ist nüchtern wie damals, ohne Trübung und wach.

Nur mit den wenigsten Leuten im Dorf teile ich noch die Erinnerung an diese Zeit. Auch von dem sonderbaren und geheimnisvollen Ehepaar auf der

Anhöhe im Nachbargehöft wissen nur noch wenige. Ihrem damaligen Alter entsprechend müssten sie seit langem verstorben sein. Doch niemand kann eine genauere Auskunft geben. Sie seien zuletzt häufig auf Reisen gewesen, so sagte man mir, möglicherweise wieder zur See und in ferne Kontinente. Schließlich kehrten sie nicht mehr zurück.

Auch diese zwei sind unverzichtbarer Teil der Geschichte.

Ich habe viel gelesen, in den fünfundachtzig Jahren meines Lebens. Ich schreibe ohne Anspruch auf Originalität. Gibt es gleichwohl den eigenen Anspruch eines Ideals, so weiß ich: Dieses besteht aus den abertausend Mustern wunderbarer Wortgebilde, die mich selbst beim Lesen anrührten, bestürzten, verzauberten und die auf den Grund meiner Seele fielen. Sie spielen dort geheimnisvoll ihre Musik, der ich lauschen und die ich in Bescheidenheit nachahmen kann.

Meine Absicht ist es, nichts auszuschnücken und nichts zu verfälschen. Und zugleich ist mir doch bewusst, dass der spröde Bericht allein oft die Wahrheit - diese Wahrheit der doppelten, der manchmal mehrfachen Böden der Realität - nicht wirklich einfangen kann.

Alle Bilder der damaligen Sommerwochen sind wieder lebendig.

## 2

Während ich mit den Futterrationen den Rundgang durch die Viehgatter machte, stand plötzlich dieses Mädchen vor mir:

Zwölf vielleicht, von zarter Statur, auffallend dunkelhäutig, mit schwarz glänzendem, bis auf die Schultern hängendem Haar.

Sie trug ein kurzes, gemustertes Trägerröckchen, um den Hals ein seidenes, rotgepunktetes Tuch. Vorgelehnt stand sie am Viehgatter mit den zwei hellgrauen, erst im Frühjahr geborenen Kälbchen, die braune Hand auf der Schnauze des einen, den Daumen direkt ein Stück auf die zitternde, feuchte Lippe gestreckt.

Ein kleiner Blitz des Erschreckens in ihren Augen, als sie mich wahrnahm. Dann der zunehmende Ausdruck von Abwehr.

Die schwarzen Augen blieben starr auf meine gerichtet, fast drohend, etwas wie eine funkelnde Waffe.

Ich sprach sie an, in sanfter Tonlage, meinte ein winziges Lächeln auf diesen schmalen, doch weich geschwungenen Lippen zu sehen. Das aber war in Sekundenbruchteilen erloschen, das Mädchen wich langsam nach hinten aus, rückwärtsgehend, die Schritte allmählich beschleunigend. Ich rief, immer noch sanft, immer noch keinen Fuß rührend, doch das Mädchen entfernte sich auf die hintere Stalltür zu, durch sie ins Freie.



Seit dem vorherigen Abend machte mir eine fiebrige Erkältung zu schaffen, ich hatte mich ohne wärmende Kleidung dem kühlen Regentag ausgesetzt. Das Gehen und Bewegen, selbst das klare Sehen bereitete Mühe, so verzichtete ich darauf, ihr zu folgen.

Ich hatte von dem Mädchen im kleinen Dorfladen erzählen hören:

Die „kleine Zigeunerin“, seit etwa zwei Wochen schon trieb sie sich hier in der Gegend herum, gelegentlich auch auf den Höfen. Mehrmals versuchte sie, eins der Kaninchen zu entwenden, einmal auch drei frisch geschlüpfte Küken. Sogar ein erst vor Tagen geborenes Lamm hatte sie auf den Armen davonzutragen versucht.

Stellte man sie zur Rede, nahmen ihre Augen einen so dunklen, feindlichen Glanz an, dass es den Leuten die Sprache verschlug. Man zögerte sogar, ihr das Beutetier zu entreißen oder sie zu verfolgen, wenn sie kurz darauf fortlief.

Wie ich darüber hinaus erfuhr, hatte sie auf dem Gehöft des etwas älteren Ehepaars Quartier gefunden, das auf der kleinen Anhöhe direkt neben dem meiner Tante lag. Keiner wusste woher sie kam. Und offenbar war es bisher keinem gelungen, eine Auskunft von ihr zu erhalten. -

Kaum eine Stunde nach dem Zusammentreffen im Stall sah ich das Mädchen auf dem kleinen Rübenacker direkt vor meinem Gehöft. Immer wieder bückte es sich, sammelte Rüben in seinen Rock, diesen in unbefangener Art in die Höhe ziehend.

Ein paar Mal war ich entschlossen, ihr auf den Acker zu folgen. Doch die Arbeiten auf dem Hof hielten mich fest, und immer noch kämpfte ich mit der Fieberschwäche. Erst am späteren Abend konnte ich schließlich aufbrechen, ein seltsamer Zustand von bedrängender Neugier und Unruhe hatte mich überkommen.

Das Mädchen war längst vom Acker verschwunden, ich folgte dem Feldweg, der direkt zum Anwesen auf der benachbarten Anhöhe führte.

Schließlich stand ich am Eingang zum Innenhof. Ich wendete noch einmal die Schritte, umwanderte die beiden efeuumwachsenen Seitenflügel, die eine üppige Gartenwildnis umgab. Nirgends im Haus brannte Licht, kein Laut kam von innen. Wieder rührte mich diese seltsame Verwunschenheit an, die ich schon einmal gespürt hatte und in der ich mich lediglich wie ein störender Eindringling fühlte.

Einem spontanen Impuls folgend, ging ich schließlich auf einen seitlich gelegenen, von einigen leeren Kaninchen- und Hühnerställen umgebenen Schuppen zu. Sanft knarrend öffnete sich die Tür nach Innen und ich betrat einen kleinen, dämmrigen Raum, in dessen hinterer rechter Ecke sich ein kniehohes, fast quadratisches Bretterverschlag befand.

Hier lag sie, regungslos, offenbar schlafend - und überall um sie, neben ihr, über ihr lagen kleine Kaninchen gebettet. Kein einziger Zentimeter mehr, der vom Boden noch sichtbar gewesen wäre. Die Kaninchen, wie eine große, weiß und grau gemusterte Decke um sie gelegt, schliefen offenbar eben-

falls, kaum dass um Millimeter nur eins ihrer Ohren zuckte, dass eins der Schnurrbarthaare vibrierte.

Ich stand mit angehaltenem Atem. Erstmals spürte ich: Ich hatte den Raum eines dunklen Rätsels berührt. Ein heimlicher Sog ging davon aus, der mich doch gleichzeitig in Beklemmung versetzte. Fast eine Minute verharrte ich vor dem Bretterverschlag, in welchem weiterhin alles regungslos blieb.

Mein Fieber hatte sich am nächsten Tag nicht gebessert. Doch die Arbeitsverrichtungen auf dem Hof ließen mir keine Wahl - wie jeden Morgen trieb mich die Pflicht auf die Beine.

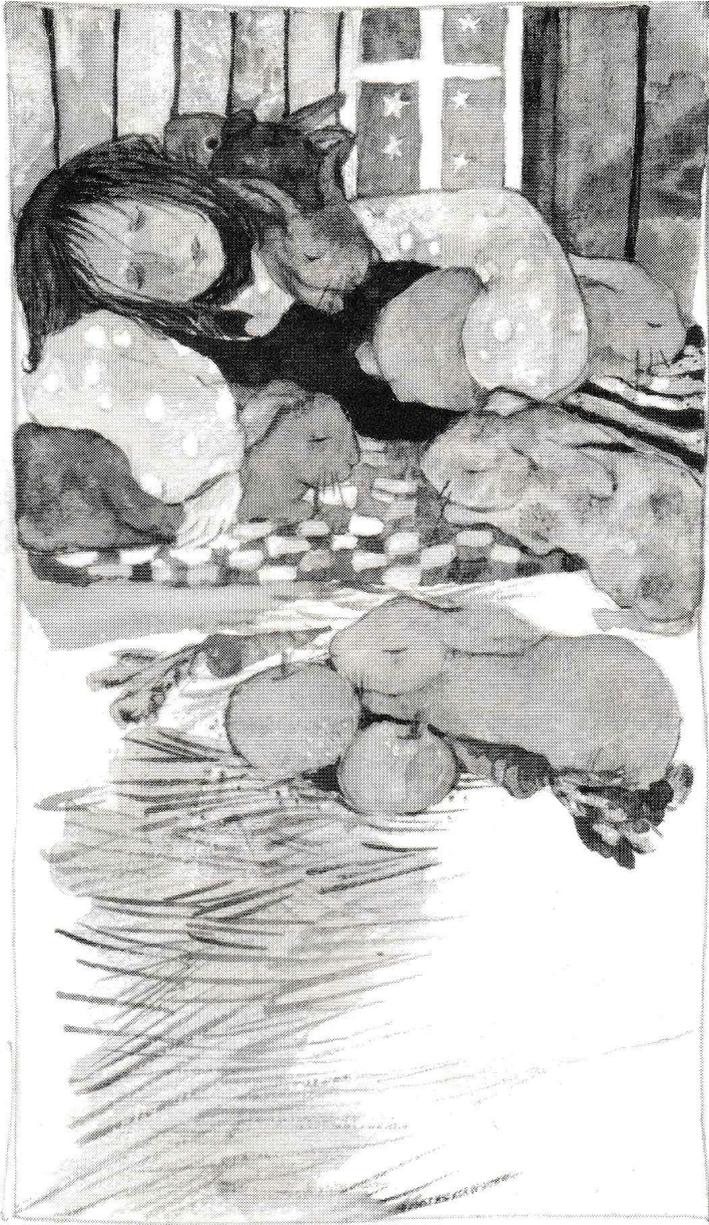
Am späten Nachmittag bemerkte ich erneut das Mädchen im Hof. Sie stand, das rotgepunktete Tuch um den Hals, direkt vor dem Holzverschlag der Kaninchenställe.

Insgesamt siebzehn Kaninchen gab es darin, darunter sechs fast fleckenlos weiße. Das Mädchen hatte, wie ich jetzt sah, ein Loch in den Maschendraht des einen seitlichen Käfigs gerissen und streckte die Hand durch die Öffnung.

Ich trat ruhig näher, fixierte sie mit den Blicken, den Abstand dreier Meter vorsorglich wie eine Bannmeile Während.

„Nimm dir eins, wenn du willst. Doch du musst den Draht nicht zerreißen.“

Ich ging an die Reihe der Käfige, während das Mädchen geduckt, katzenhaft leicht an die Seite sprang, schob den unter der Holzumrahmung ver-



borgenen Riegel zur Seite und griff eins der Kaninchen heraus.

„Dieses?“

Kein Nicken, nicht einmal eine Bewegung des Kopfes. Doch schließlich streckte das Mädchen den Arm danach aus.

„Du liebst Kaninchen?“

Diesmal ein flüchtiges Nicken.

„Auch kleine Lämmchen?“

Wieder dies winzige Nicken.

„Alle haben sie sicher Platz dort in deinem Schuppen?“

Mich traf ein erschrocken funkelnder Blick, als habe ich verbotener Weise an ein Geheimnis gerührt. Das Kaninchen lag sanft in die Arme des Mädchens gebettet, ruhig schimmernde Augenbälle, nach hinten gesenkte Ohren, als sei es der ihm seit Wochen Vertraute Platz.

„Noch eins!“ Das Mädchen zeigte auf die Kaninchenställe, die Geste war unmissverständlich.

Ich lächelte kurz. „Immerhin - es scheint, sie mögen dich auch.“

Wie heißt du?“

Wieder die schon bekannte, undurchdringliche Wand dieser Augen. Schwarze Starre, kein Wimpernzucken.

„Ein zweites! Dann geh ich.“

„Ein anderes Mal.“ Ich hatte den Draht an der Käfigtür zu flicken begonnen. „Du kannst mich besuchen kommen, mich und die Tiere.“

Ich fügte hinzu: „Du kannst mir helfen, die Tiere füttern.“

Ein leichtes Zucken ging durch die Augen des Mädchens, ein Flimmern. Dann wieder Abwehr, Starre. Ich sah es sich plötzlich zur Seite wenden, das Kaninchen glitt auf den Boden. Das Mädchen griff sanft nach den Vorderläufen, richtete es daran auf bis in Kniehöhe. Kurz darauf hockte es selbst auf der Erde und ließ das Kaninchen aufgerichtet sich sanft vor den Knien wiegen.

„Ich habe auch Rüben von deinem Acker gestohlen.“

Diesmal ein seltsam listiges Funkeln in ihrem Gesicht. „Ich werde noch mehr stehlen. Jeden Tag, wenn ich will.“

„Einen Korb voll“, sagte ich. „Ich erlaube es dir. Jeden Tag einen, für deine Kaninchen.“

„Gut“, sagte das Mädchen. Sie war nicht erstaunt.

„Komm morgen. Komm meine Tiere füttern.“

Erstmals war es, als würde meinem Lächeln eines aus ihrem Gesicht antworten - zögernd, noch prüfend. Ich täuschte mich. Wieder folgte die abweisende Starre. Das Mädchen deutete auf die Kaninchenställe.

„Zuerst mein zweites Kaninchen.“

Ich verschloss mit einer raschen Bewegung die Käfigtür. „Ein zweites verschenke ich nicht. Sie gehören nicht mir.“

„Eins hast du verschenkt.“ Die Mundwinkel verzogen sich etwas, beinah verächtlich und immer noch hockte sie auf der Erde.

„Ein anderes Mal. Komm mich besuchen. Komm morgen wieder!“

„Ich hol es mir doch. Ich hole sie alle.“

Ein plötzlich fast drohender Unterton in der Stimme - in den Augen erneut dieses stechende Schwarz.

Ich spürte, dass sich meine Friedfertigkeit erschöpfte.

„Wo sind deine Eltern?“

„Wo kommst du her?“

Die Pupillen des Mädchens weiteten sich, sie sprang in die Höhe. „Mein Geheimnis.“ Sie stand aufgerichtet, mit in steinerner Härte erstarrtem Gesicht, die Fäuste über der Brust geballt, das Kaninchen dahinter umklammernd.

Unerwartet sprang sie mit eiligen Schritten davon. Plötzlich doch stand sie erneut im schattigen Dämmer der Balkenreihen - den Schimmer eines seltsam maskenhaften Lächelns auf ihrem Gesicht, in dem jetzt zunehmend Spott flackerte wie es sichtbar zugleich von harten, hasserfüllten Zügen gezeichnet war. Das rotgepunktete Tuch um ihren Hals war heruntergerutscht und als das Mädchen sich nun mit einer langsamen Drehung zur Seite wandte, wieder in Richtung der Stalltür, nahm ich plötzlich ein rotes Leuchten aus der Gegend des Nackens wahr - der Spalt einer breiten, offenen Wunde.

Im nächsten Moment tauchte der Nacken wieder ins schattige Dämmer. Ich sah sie auf die Stalltür zugleiten, mit einem plötzlichen Ruck hastete ich hinterher, doch augenblicklich war das Mädchen

bereits durch die halb offene Tür entschwunden - in rätselhafter Schnelle und Geräuschlosigkeit.

Als ich selber ins Freie trat, War ich erneut irritiert: Ich sah das Mädchen bereits in der Entfernung von dreißig Metern auf dem Rübenacker am Ende des Hofes. Hastig sprang es über die Furchen und Schollen; das Tuch bedeckte wieder ihren Nacken.

Schließlich bog es den Weg zu den Erlenreihen und Hecken ein, der zur nahen Anhöhe führte.

### 3

Entgegen der Verabredung verbrachte ich die Wochen auf dem kleinen Gehöft der Tante plötzlich allein. Beim Reinigen der Regenrinne war sie gestürzt und nach einem doppelten Oberschenkelbruch musste sie in die fünfzig Kilometer entfernte Klinik, für über zwei Monate.

Ich war eine junge Frau Mitte zwanzig und hatte schon den vorangegangenen Sommer etwa zwei Monate auf dem Gehöft verbracht. Mit allen wichtigen Handgriffen war ich somit vertraut: der Besorgung des kleinen Stalls, den Erntearbeiten auf dem Rübenacker und den Gemüsebeeten. Auch meine Tante verrichtete diese Arbeit seit Jahren allein.

Ich hatte es mir seit Wochen wieder ersehnt: Die Wege zwischen den Viehgattern, gefüllt vom Wannen Dunst und Grunzen der Kühe und Schweine, das Melken und Füttern, den Duft der Heuladungen in

der Scheune, das Schnattern der Gänse. Es war auch „Heimatgeruch“: Meine Eltern hatten selbst einen Hof bewirtschaftet, gleichfalls in diesem Siebenbürgener Land, etwa achtzig Kilometer von hier und ich lebte dort bis zu meinem elften Lebensjahr. Erst dann wechselte die Familie in eine Kleinstadt im österreich-ungarischen Grenzgebiet.

Dort hatte ich seit drei Jahren eine Stelle als Sozialhelferin angenommen, und ich wünschte auch dies: für eine Sommerzeit Abschied nehmen von Aktenchränken und Amtsstuben, Abschied von den Dutzenden dieser Menschen, die mich täglich umlagerten; Abschied von verfallenden, regendurchnässten Wohnungen, von zerrütteten Familien, geprägelter Frauen, arbeitslosen, trinkenden Vätern, den als Rächer abkommandierten Vettern und Schwägern, den nicht endenden Familienkleinkriegen.

Mehr als das oft erschöpfende Übermaß an Arbeit mir zusetzte, ernüchterte mich bald die Erfahrung, dass ein Großteil jener Beteiligten sich offenbar lustvoll in all diese Schauspiele der Familienfehden hineinstürzte. Mal warf den einen, dann den andern der große Jammer zu Boden, doch die Kampflust schien selten gebrochen. Ich war es sodann, an den die Kämpfenden, die Betrogenen und Betrügenden, sich mit lautem Wehklagen klammerten. Ein schonungslos vereinnahmtes Rettungsboot - oder doch wenigstens ein blinkender Leuchtturm, nach dem Schiffsbrüchige fortwährend Ausschau halten.

Zurück zum Dorf: Plötzlich sah ich mich auf mich selbst gestellt. Die Kontakte zu den anderen Leuten hier waren mehr als spärlich. Jeden Vormittag kam ein kleiner runzlicher Bauer – der sehr einer ausgewachsenen, älteren Rube von einem der Äcker glich - pfeifend den Feldweg hinaufgefahren und holte die frischgemolkene Milch und die Eier ab, gelegentlich auch eine neue Ladung von frischem Gemüse.

Eine beständige „Kontaktstation“ war sonst nur der Dorfladen - ein Geschäft im Puppenstubenformat, das neben Kurzwaren, Haushaltsartikeln und Briefmarken alles zum Leben Unerlässliche sauber geordnet vereinigte. Darüber hinaus handelte es sich um etwas wie den Umschlagplatz für allgemeine Dorfnachrichten.

Die Verkäuferin war eine kleine runde Person mit freundlich surrender Stimme, einer eifrig kreisenden Hummel nicht unähnlich, wenn sie, Artikel sammelnd und zureichend, die Gänge und Fächer des Ladens durchstreifte. Ihre Stimme verriet beständige Sammellust, das schnell Registrierte, flüchtig Besehene eingeschlossen. Freilich war niemals sicher, was man in diesen Bächen ungebremster Rede- und Zuteilungsfreude an Wahrheit erhalten würde.

Wenn ich den Laden aufsuchte, hielt auch ich mich inzwischen jedes Mal zu einem kürzeren oder längeren Wortwechsel auf. Die dort erhältliche Menge an Alltagsmeldungen genügte, um mit dem Wichtigsten auf dem Laufenden zu sein. Alles in allem, die kleine Gemeinde hier schien leidlich intakt, eher gemütlich

schaukelnd in Alltagsorgen und Alltagstrott - die üblichen kleinen Affären natürlich inbegriffen.

Als ich diesmal den Dorfladen betrat, wurde ich Zeuge eines seltsamen Gesprächs. Wieder ging es um das „Zigeunermädchen“. Zwei Kunden, die mir inzwischen ein wenig bekannt waren, standen mit der Verkäuferin um den Tisch mit der Kasse versammelt, und ihr Sprechen war mehr ein Tuscheln, geheimnistreich, von längeren Pausen durchsetzt. Zunehmend begriff ich, dass sich die drei amüsierten, und doch war ich nicht sicher, ob hinter dem leisen Lachen nicht doch ein heimlicher Schrecken stand.

Eine der älteren Frauen im Dorf, die ihr Gehöft nur noch selten verließ, war dem „Zigeunermädchen“ auf einem Feldweg begegnet. Plötzlich hatte sie erschrocken inne gehalten, unablässig den Namen „Warwara“ stammelnd. Wieder zurückgekehrt auf den Hof, behauptete sie allen Ernstes, sie habe „Warwara“ getroffen, sogar ein Muttermal am Oberarm meinte sie wiedererkannt zu haben.

Sie löste damit Kopfschütteln aus, auch hier im Laden. Ohnehin hielt man die Alte für etwas verwirrt. So sehr die beiden, das kleine Zigeunermädchen und jene Warwara, sich möglicherweise ähnlich sahen, es konnte sich bei ihm nicht um Warwara handeln.

Auch ich selbst war rasch im Bild. Eine andere Geschichte fiel mir jetzt ein, die mir die Tante im letzten Sommer erzählt hatte. Demnach gab es am anderen Ende der Ortschaft ein niedergebranntes Gehöft,



welches inzwischen über zehn Jahre nach einer schrecklichen Brandkatastrophe verlassen stand. Es hatte einem Bauern namens Kroschnetta gehört, er und seine Frau, eine Zigeunerin, wie die zwölfjährige Tochter der Frau waren darin zu Tode gekommen. Die angrenzenden Äcker des Hofs wurden unter den Leuten aufgeteilt. Doch niemand war bereit, sich um die Brandruine zu kümmern.

Die Leute im Laden tuschelten, lachten. Es gab keinen Zweifel am Tod Kroschnettas und seiner Familie. Und jenes Mädchen, Warwara, wäre inzwischen längst eine junge Frau gewesen.

Am Abend bestieg ich das Fahrrad, ein knirschend altes Männerrad aus dem Geräteschuppen, an das ich mich nur schwer zu gewöhnen begann. Ich nahm die Richtung zum Birkenwäldchen am südlichen Dorfrand und war wegen meines noch immer fiebrigen Zustands und der vereinzelt fallenden Regentropfen fest in ein Cape eingehüllt. Der Aufbruch war leichtfertig genug und doch verspürte ich einen plötzlichen starken Sog.

Ich folgte dem schmalen Pflasterweg zum niedergebrannten Gehöft. Schließlich stieß ich auf ein niedriges, etwas verkommenes kleines Holzhäuschen, dann sah ich, durch eine Reihe von Weiden hindurch schimmernd, einen weiteren Bau, der in den Ausmaßen meine Erwartungen noch übertraf.

Ich konnte ihn durch die Zweige hindurch allmählich deutlich ins Auge fassen, ich fühlte Betroffenheit: ein scheibenloser, völlig verfallener Bau ohne

Dach, nur einige Giebel ragten noch in die Höhe, rußgeschwärzt, auch sonst überall, auf den Resten der Wände, der Türen, befanden sich breite und schwarze Spuren von Rauch. Ein sichtbar seit Jahren verwaistes Gehöft.

Ich umrundete es ganz, kein Lebenszeichen, überall derselbe trostlose Anblick.

Etwas bewahrte mich an diesem Abend, das Haus zu betreten. Hätte ich es getan, diese ganze Geschichte hätte möglicherweise eine ganz andere Wendung genommen; doch kaum zum Besseren.

Der Regen verstärkte sich, ging in einen intensiveren Sprühregen über, so kehrte ich um.

## 4

Am Nachmittag des folgenden Tages traf ich das Mädchen unvermutet wieder im Stall an. Sie stand vor dem Viehgatter der kleinen Böckchen, den Futterkorb neben sich, den ich bei der Stalltür abgestellt hatte und fütterte ruhig die kaum kniegroßen Böckchen, die ebenfalls erst im Frühjahr geboren waren.

Ich war mit Fegen beschäftigt, trat nun neben sie, stellte den Besen ab. „Schön dass du mir helfen kommst.“

Sie sah kaum auf.

„Ich sehe, du machst es sehr gut...“

Meine Blicke glitten wieder zum Halstuch, das auf dem gebeugten Nacken ein wenig verrutscht war. Ich konnte keine Spur einer Wunde entdecken.

Die dunklen Hände des Mädchens strichen über Nasen und Lippen der Böckchen, kreisten um Ohren und Nacken. „Eines schenkst du mir heute. Dies dort.“ Eine unmissverständlich fordernde Geste auf eines der Böckchen im Gatter.

Ich setzte meine Fegearbeit fort. „Ich möchte dich gerne mit einem Namen nennen. Ich bin Tatjana.

Wie heißt du?“

Keine Antwort.

Ich trat wieder neben sie. „Dein Kaninchen - verträgt es sich mit den andern?“

Sie spitzte etwas den Mund, die schon bekannte kleine Verächtlichkeit auf den Lippen. Nickte.

„Du hast ein Quartier gefunden - dort beim Haus auf der Anhöhe.

Schon Viele Tage bist du jetzt hier...

Vermisst dich niemand?“

„Nein Niemand“. Zwei Worte, hart und metallisch wie Messer.

Der Korb war leer.

„Du kannst nachholen, wenn du willst. Es steht noch ein zweiter Korb bei der Tür.“

Sie ging erneut an eines der Gatter, streckte die Hände hinein, begann zu füttern. Sie versah ihre Arbeit sichtbar mit Fürsorglichkeit, beinahe mit Ernst. Ein Satz lag mir auf der Zunge wie: Du kannst den Korb einfach auskippen, hinter dem Gatter.

Doch es wäre nichts als ein unfreundlicher, barscher Eingriff gewesen. So sagte ich wieder: „Wirklich, du machst es gut, das Füttern.“

Ihr habt ebenfalls einen Hof daheim?“

Wieder kam keine Antwort.

„Sie nennen dich hier das Zigeunermädchen...“

Du willst mir nicht deinen Namen sagen?“

Sie schien entrückt, war ins Füttern, ins Streicheln vertieft, mit wachsender Inbrunst. „Deine Tiere sind gut“, sagte sie unvermittelt und plötzlich fast rau. „Alle deine Tiere sind gut.“

Alle, die kleinen und auch die großen sind gut.“

Dann, nach einer längeren Stille: „Du kannst ruhig sein mit deinen Tieren.“

„Meine Tiere? Was meinst du?“

Das Mädchen hielt die Lippen zusammengepresst. Ein dunkles, nicht zu entschlüsselndes Lächeln.

„Was willst du sagen?“

„Nur was ich sagte: Du kannst ruhig sein mit deinen Tieren.“

Ein Lachen - ein heimliches Klirren. Ihr Gesicht war starr geworden: eine graue Substanz aus ge-  
meißeltem Stein.

Aus dem Nebengatter kam Lärm. Zwei der großen Böcke hatten zu streiten begonnen, stießen sich mit nach vorn gesenkten Hörnern wechselnd gegen die Holzverschläge. Ich musste schlichten, stieg über das Gatter, verpasste beiden einen harten Schlag auf das Hinterteil.

Mir war, als begleite das Mädchen das Schauspiel mit spöttischen Blicken. Als ich mich umwandte,

stand sie im Türrahmen, den leeren Korb in die Hüfte gestemmt.

„Ich gehe jetzt meine Rüben holen.“

„Für deine Kaninchen. Gut.

Ich habe es dir versprochen.“

Ich füllte einen weiteren Futterkorb von der Schubkarre und setzte die begonnenen Fegearbeiten fort. Plötzlich überkam mich eine Welle großer Erschöpfung - ich nahm auf einem abgestellten Holzbottich Platz.

Eine unbestimmte Zeit verging, dann war das Mädchen wieder im Stall.

„Ich freue mich, dass du wieder da bist.

Komm, setzt dich zu mir. Ich möchte gern, dass du mir etwas von dir erzählst.“

Sie kam zögernd näher. Doch sie nahm nicht Platz.

„Deine Familie sind Zigeuner, nicht wahr?

Wenn du sie verloren hast - ich oder jemand anderes im Dorf könnte dir helfen. Ich bin ganz sicher.“

Wieder nur dieses Blitzen von kleiner Verächtlichkeit in den Augen.

„Wie lange bist du schon allein unterwegs?“

Mein Arm streifte, sanft und doch eher absichtslos, ihre Schulter. Sie wich mir aus.

„Ist dir etwas zugestoßen auf deinem Weg?

Hast du eine Verletzung seitdem?“

Plötzlich wagte ich doch diese Frage - getrieben von Beklemmung, der plötzlich wieder klaren Erinnerung an die gesehene Halswunde.

„Eine Verletzung?“

Ihre Augen weiteten sich ungläubig. Flackerten. Sie trat einen Schritt zurück. Stand plötzlich umschlossen von einer undurchdringlichen Wand.

„Was wolltest du sagen vorhin: meine Tiere sind gut?“

Ich kann ruhig sein mit meinen Tieren?“

„Nur was ich sagte.“

Die dunkle, die undurchdringliche Mauer um sie. Das Lächeln nun maskenhaft, kalt, verschlagen, mit diesem Schimmer von lauernder Schwärze. Von einem Moment zum anderen war sie wie ausgetauscht. Sie schien um Jahre gealtert.

Mir war, als atme ich einen eisigen Luftzug ein.

„Sag es mir: Warum bist du hier?“

Das maskenhaft kalte Lächeln. Das Dunkel der Augen jetzt fast schmerzhaft bohrend.

„Du trägst ein Geheimnis mit dir. Ich weiß es.“

„Du weißt?“

„Ich verrate es nicht. Ich verspreche es.“

Doch wenn ich dir helfen kann...“

„Keins deiner Tiere wird sterben. Keines. Das sagte ich dir.“

„Keines wird sterben...“

Was soll das bedeuten?“

Ich hatte mich kurz erhoben, doch ich spürte eine neue Aufwallung der Fieberschwäche und sank wieder auf den Bottich zurück.

„Was willst du sagen?“ Meine Blicke prallten auf ihre, fragend, mit Härte. Sie schien in ein schwarzes Leuchten gehüllt.

Das Mädchen wich langsam zurück.

„Was bedeutet das: Keines wird sterben?“

Das Mädchen glitt wieder auf die hintere Stalltür zu.

„Mein Geheimnis! Jetzt darfst du nichts mehr fragen!“

Die Züge verzerrten sich, das Glänzen ihrer Pupillen war jetzt wie ein Strahl von schwarzem, gebündeltem Licht. Flackernde Linien zogen durch ihr Gesicht. Plötzlich sah ich sie wie unter den Zuckungen eines Krampfes am Boden kauern, vorn über gebeugt. Das Tuch war verrutscht. Ich sah die Wunde.

Etwas glitt vor mir zu Boden, direkt aus dem Nacken – so schien es. Was ich nun sah, ließ meine Zähne mit schmerzhaftem Ruck aufeinanderschlagen.

Ein unterarmlanges, schmales, sich windendes Tier, glitzernd. Kein Zweifel, dies war eine Schlange.

Ich spürte meinen heftig die Adern durchpeitschenden Puls.

Ich erhob mich, stampfte plötzlich auf den Kopf des sich ringelnden, windenden schlauchschrillen Tierkörpers ein, besinnungslos, wie ein Metallhammer sauste mein Fuß auf die Stelle - zahllose Male.

Meine Kraft war restlos erschöpft. Ich sank plötzlich in mich zusammen, fiel in ein grundloses Schwarz.

Als ich wieder zu Sinnen kam, fand ich mich selbst auf dem Boden.

Ich hatte die Schlange dem Boden vollständig eingestampft, wie ich sah. Nur noch die Spur eines breitgetretenen Schlauchs zog sich über die Erde.

Ich taumelte erschöpft in den Hausflur zurück, in die Küche.

Saß lange starr auf der Bank, meine Blicke ohne Ziel auf die Fenster gerichtet.

Dieser Raum des Geheimnisses war unergründlicher und dunkler als alles, was ich erwartet hatte. Unentrinnbar spann er mich in seine Fäden voller Rätsel und Schrecken ein. Hätte ich ihr Ausmaß gekannt, vielleicht hätte ich die dröhnend aufgestoßene Tür mit Macht wieder zugeschlagen. Doch es gab schon längst kein Zurück mehr.

## 5

Am nächsten Tag blieb das Mädchen fort.

Mein Fieber hatte nachgelassen, auch der Zustand der beständigen Müdigkeit quälte mich nicht mehr.

So fasste ich einen Entschluss: Ich nahm erneut den Weg durch die Erlenreihen zum benachbarten Anwesen - zu den zwei Eheleuten, die es bewohnten.

Es war ein Gang der gemischten Empfindungen und nicht nur angenehmen Erwartungen. Erst vor einer Woche hatte ich in der Nähe des Anwesens wieder zwei heftig streitende Stimmen gehört: ein mit Kampflust geführter Schlagabtausch, gelegentlich auch von gröberen Redensarten durchsetzt. Den Dorfbewohnern waren die lautstarken Auseinandersetzungen der beiden bekannt, manchmal kam es

mehrmals im Monat dazu, und auf dem Höhepunkt solcher Wortschlachten waren angeblich auch Tätlichkeiten nicht ausgeschlossen. Einmal hörte man bis auf die Dorfstraße hinaus den Lärm von zer springendem Glas und zerbrechenden Möbeln.

Ich hatte Vorsicht gegenüber Gerüchten gelernt, und auch die Tante wollte jenen meist im Geschwätz versandenden Reden der Dorfleute nicht viel Gewicht beimessen. Allerdings waren auch ihre wenigen Bemerkungen geeignet, dies Bild einer ungewöhnlichen, chaosträchtigen Zweisamkeit zu vervollständigen.

Beide waren einmal zur See gefahren, der Mann als Forscher und Wissenschaftler, sie auf dem Schiff ihres Vaters. Seit sie als Ehepaar miteinander lebten, hatten beide das Metier der Kunst entdeckt und betätigten sich inzwischen reichlich darin: Er malend, doch auch komponierend, sie rezitierend und singend, beide musizierten sie auf den unterschiedlichsten Instrumenten - häufig gemeinsam, wobei sie mit Vorliebe improvisierten und in jeder denkbaren Form experimentierten. Dabei geschah es offenbar, dass sie sich immer wieder zerstritten.

Auf mein Klingeln öffnete, nach einer Minute des Wartens, schließlich der Mann.

Ein hochgewachsener Endvierziger, muskulös, mit Samtweste und überhaupt von gepflegtem Äußeren, ein ausgeruhtes, von buschigen Brauen freundlich umrahmtes Gesicht. Er wusste, wer ich war und hieß mich willkommen, führte mich sogleich an den Gartentisch vor der Veranda. An der Brüstung des brei-

ten Balkons darüber erschien kurz darauf, in einem langen, kimonoähnlichen Umhang, um den Hals eine silbern wehende Stola, die Frau.

Er zog ein Pfeifchen hervor, ließ mit den aufsteigenden Rauchwölkchen immer erneut eine Frage über den Tisch treiben: über meinen Entschluss, auf dem Hof der Tante zu arbeiten, mein Zuhause in der fernen Kleinstadt und meinen Beruf. Keine einzige Frage nach dem Grund meines Kommens, ich war hier ein selbstverständlicher Gast. Manchmal mischte die Frau sich ein, einen freundlichen Satz oder gleichfalls eine Frage hinab werfend, dabei sanft in die Tiefe lächelnd. Schließlich erhob er sich, fragte, ob er mir eine Flasche des selbstgefertigten Apfelmosts anbieten dürfe.

Ein kleines Tablett balancierend trat er erneut an den Tisch.

Er hatte seinen eigenen Redestil, eine Abfolge häufig Bonmot-bestückter, durchaus meist geistreicher Satzreihen. Er lobte den Apfelmost, die beiden Hand-geschliffenen, silbern schimmernden Gläser und berichtete von Versuchen eigener, eher kläglicher Weinpflanzungen. Ein Charmeur und ein Lebemann – offenbar zielte dies alles, so erkannte ich plötzlich mit Überraschung, auf einen Flirt mit mir ab.

Ich wollte zur Sache kommen. „Das kleine Zigeunermädchen - es hat ein Quartier bei Ihnen im Hof... Wissen Sie genaueres über das Mädchen?“

„Wir kennen es, seit es hier aufgetaucht ist. Also seit etwa zwei Wochen. Leider ignoriert es uns

ziemlich. Ab und zu kommt es in die Küche und holt sich etwas zu essen. Die meiste Zeit verbringt es im Schuppen oder irgendwo draußen in den Feldern.“

„Sie wissen sonst nichts - von seinen Eltern, von seinem Zuhause?“

„Es erzählt nichts davon. Nicht einmal seinen Namen verrät es..“

Es hat Sie einige Male auf dem Hof besucht?“

„Auch mit mir spricht es wenig.“

Sie wissen, dass es von den Gehöften Kaninchen stiehlt? Ihr Bretterverschlag ist voll davon.“

„Diese Gerüchte! Zweimal, tatsächlich, hat sie ein Kaninchen von den fremden Höfen gebracht. Die anderen Kaninchen sind aus unseren eigenen Ställen.“

Die Leute übertreiben. Glauben Sie mir!“

Die Frau hatte ihren Platz auf dem Balkon nicht verlassen, unverändert lächelte sie ruhig hinab, die Hände zwischen den Blumentöpfen auf das Brüstungsgeländer gestützt, den einen Fuß wippend durch die unteren Gitterstäbe geschoben.

„Vieles ist sonderbar an dem Mädchen...“ Die Frage nach der Wunde im Nacken hatte sich in meinem Kopf formuliert. Eben wollte sie unvermeidlich auf meine Lippen springen, doch in diesem Moment kippte mit Klirren das Glas des Mannes um.

Der Wein ergoss sich über den Tisch, eines der Rinnsale tropfte mir auf die Bluse, eins auf meine Stuhllehne.

Der Mann sprang unter Ausrufen größter Bestürzung auf. Er zog sich die Weste vom Rücken und

drehte das Innenfutter nach außen, dies als Handtuch für die Stuhllehne nutzend, dann auch für den unteren Saum meiner Bluse. Nochmals Beteuerungen des Bedauerns. Er hatte seinen Stuhl an den meinen gerückt, setzte die Säuberungsarbeiten fort - auch an der Bluse - ein rühriger, ungewöhnlicher, stürmischer Gentleman.

Endlich nahm auch er wieder Platz und rieb sich die buschigen Augenbrauen. Wieder setzte sein parlierender Redeschwall ein, mit blitzendem Witz, seine Hand rückte nach und nach näher, glitt wie spielerisch auf die Lehne in meinem Rücken.

Ich musterte mein Gegenüber genauer, keineswegs war er unattraktiv, die manchmal zwinkernden Augen leuchteten offen und einnehmend, wechselnd gefüllt mit einem jugendlichen, fast jungenhaften Schalk, wie es schien, dann wieder der gediegenen Intelligenz eines durchaus reifen Mannes. Ich hätte es nicht verleugnen können, dieses Lächeln, manchmal auch offene Lachen war angenehm, das ganze Gesicht eine breite Fläche von Großzügigkeit. Wieder lobte er seinen Apfelmose, lobte das reife Ackerland der Umgebung, lobte die Stunde, den Tag.

Freilich, im Abstand weniger Sätze glitten seine Blicke immer aufs Neue hinauf zum Balkon, an der Brüstung bewegte sich wehend die Stola, dann wieder richteten sich seine Augen hell leuchtend auf mich, mit freundlichem Zwinkern. Mir dämmerte, dass dieses unverhohlene Spiel der Annäherungen möglicherweise auf eine offene Provokation hin an-

gelegt war. Wieder bemerkte ich die heimlich nach oben zielenden Blicke.

Ich forschte den verbliebenen Fragen nach, den weiter drängenden, immer noch ungestellten, deretwegen ich schließlich gekommen war. Ich hatte die Wunde im Nacken dieses Mädchens gesehen. Ich hatte eine Schlange mit meinen Füßen im Stall zerstampft. Doch je mehr ich die Bilder erneut zu fassen versuchte, desto mehr entfernten sie sich in ein konturloses Grau. Die letzten Tage hatte mich eine Fiebererkrankung im Griff, alles schien wirklich und unwirklich - möglich und unmöglich zugleich.

Der Mann rückte, die Hand auf der Lehne in meinem Rücken. nochmals näher. Da ließ mich ein Scherbenklirren erneut zusammenschrecken, diesmal ein polternder Schlag, wenige Meter neben dem Gartentisch. Ein Blumentopf war von der Brüstung gekippt, knapp an der Schulter des Mannes vorbei, lag nun in Scherben neben dem Tisch im Gras.

Das Gesicht der Frau auf der Balkonbrüstung lächelte, ohne einen Zug von Bestürzung, eher in kleinem Triumph.

Es war höchste Zeit, dass ich mich verabschiedete. Ich dankte für die Bewirtung. Erhob mich eilig, kehrte zurück zum Gehöft.

Ein verrücktes Paar. Ich hätte sie mir als Nachbarn - mein Urteil darin war klar - sicher nicht ausgesucht.

Doch auch hier erwartete mich ein Geheimnis, dessen Entschlüsselung allerdings noch so fern lag wie jenes um das Zigeunermädchen.

Am Abend befand ich mich wieder im kleinen Dorfladen. Diesmal gab es einen anderen Vorfall, der die Köpfe der Leute beunruhigte:

Zwei kleine Bauernkinder hatten zwei Schlangen hinter dem Bretterverschlag eines Stalles entdeckt. Als sie den Eltern davon berichteten und die Jagd nach den Schlangen einsetzte, blieb jede Suche vergeblich. Doch hatten die Stalltiere schon seit Tagen sonderbar panische Reaktionen gezeigt, die sich am folgenden Tag noch steigerten. Einige litten an unerklärlichen Krämpfen, ein Schwein und eine Ziege verendeten gegen Abend.

Tatsächlich meinte man die Spur eines Schlangensbisses zu finden.

Giftschlangen waren in dieser Gegend seit Generationen nicht aufgetaucht, jedenfalls nie zur Gefährdung der Bauernhöfe geworden.

Der Vorgang blieb rätselhaft. Auch andere Bauern suchten inzwischen in Unruhe ihre Ställe und Keller ab.

## 6

Ich trieb in dunklen, unruhigen Träumen durch die Nacht. Das Fieber war nochmals zurückgekehrt, ich spürte meine Stirn glühen.

Am frühen Morgen weckten mich plötzlich leise Schritte im Innenhof.

Ich schreckte auf, warf mir den Morgenmantel über die Schultern und tastete mich hinaus in den noch dämmrigen Flur.

Lautlos öffnete ich die Tür - meine Blicke glitten in gleicher Sekunde in Richtung der Holzverschläge mit den Kaninchenställen. Zwei schmale Gestalten standen davor.

Zwei Mädchen. Beide schwarzhaarig. Beide von gleicher Statur.

Ihre Finger deuteten auf die Kaninchen, sie sprachen nicht, doch zweifellos richtete sich ihr Interesse auf die Tiere.

Ich fühlte einen erschreckten Schrei, der sich in meiner Kehle zusammenballte. Näher tretend sah ich auf den Nacken des einen Mädchens - wieder klaffte jene Finger-lange Wunde dort auf dem Hals, nur an den Enden etwas vernarbt. Rot leuchtend hob sich der Schnitt von der braunen Nackenhaut ab.

Wer hätte eine solche Wunde ohne heftige Schmerzen länger ertragen können?

Der Kies knirschte unter den Schritten. Die Augen der Mädchen kreisten mich ein, kein Wort, kein kleiner Schreckenslaut des Erkannt-Werdens. Sie



entfernten sich auf dem breiten offenen Einfahrtsweg, Waren hinter den Seitenställen verschwunden, fast wieder geräuschlos, sekundenschnell.

Ich prüfte im raschen Vorübergehen die Riegel der Käfige. Die kleinen Maschendrahttüren schienen unangetastet und unversehrt. Endlich folgte ich dem Weg, auf dem sich beide entfernt hatten; doch von den zwei Mädchen gab es weit und breit keine Spur mehr.

Ich kehrte zurück ins Haus, legte mich wieder zu Bett.

Als ich erneut erwachte, hatte der ganze Vorfall nur noch die Wirklichkeit eines Traums.

Ich fand den Morgenmantel an seinem gewohnten Haken, während ich doch in Erinnerung hatte, ihn bei der Rückkehr mit an das Bett genommen zu haben.

Es war Zeit für die Melkrunde und so ging ich wie gewohnt meinen Arbeiten nach.

Am folgenden Mittag entdeckte ich das Mädchen hinter dem Rübenacker - am weidenumrandeten winzigen Teich, der eigentlich nur ein glitzerndes Wasserloch von wenigen Metern Umfang war. Allerdings besaß er eine beträchtliche Tiefe, der lange, hölzerne Rechen, mit dem ich einmal hinein gefühlt hatte, war nirgends auf Grund gestoßen. Das Mädchen hatte in einer der Korbgeflecht-ähnlichen Wurzelaushöhlungen zwischen den Weiden Platz genommen, warf Steinchen ins Wasser, ließ Stöckchen und Blätter treiben.

Eine Stunde darauf setzte sie langsam die Schritte in Richtung des Hofes, wo ich eben das letzte Stück Maschendrahtzaun an den Pflöcken eines neuen kleinen Außengeheges befestigte.

Sie stand jetzt an meiner Seite, betrachtete mich beim Einschlagen der Nägel.

„Schön, dass du wieder gekommen bist.“

Du willst mir wie neulich beim Füttern helfen?“

Ein kaum sichtbares Nicken.

„Ich habe dich gestern vermisst“, sagte ich. „Wo bist du gewesen?“

Sie ließ den ausgestreckten Finger über die Ränder des Maschendrahts gleiten. „Das hast du heute gebaut?“

„Gestern und heute, ja. Für die Ziegen, die Böcke. Die Gatter im Stall werden allmählich zu eng für sie.“

Du hast es gesehen: Die Großen fangen zu streiten an.“

Sie nickte. Sie hielt etwas mit der Hand umschlossen, offenbar etwas von Kostbarkeit, sie betrachtete es flüchtig mit leuchtendem Blick. Plötzlich streckte sie mir ihre offene Handfläche zu: ein Ei-großer Stein mit einigen seltsamen Zacken - zwei gleichen, kleinen zur Seite gespitzten Flügeln. Und tatsächlich hatte er sogar Schnabel und Kopf.

Ein „versteinerter Vogel“. Kein Zweifel, eigentlich sah man es gleich im ersten Moment.

Ich drehte ihn sorgfältig, betrachtete ihn von allen Seiten.

„Wunderschön! Einen Stein wie diesen habe ich noch niemals gesehen!“

„Für dich“, sagte sie.

„Du willst ihn ganz sicher verschenken?“

Im Hausflur gab es eine Vitrine mit einer Sammlung unterschiedlicher Steine, einfache Schieferstücke und Bergkristalle, auch Muscheln. Ich ging ihr voran durch die Eingangstür in die dämmrige Diele.

Das Mädchen stand nun schweigend davor, besah die in gläsernen Schichten geordnete Sammlung von Muscheln, Seepferdchen und Seeigeln, von Kristallen und borkenförmigem Schiefer, von Rosenquarz, Katzensgold. Schließlich hob sie eine der größeren Muscheln ans Ohr, lauschte. „Man kann das Meer dabei rauschen hören, nicht wahr?“ Sie lauschte noch eine längere Zeit. Griff dann den Rosenquarz, mit sanften fast andächtigen Gesten, schließlich das Katzensgold.

„Es ist wirkliches Gold?“

„Leider nur Katzensgold. Es ist nicht wertvoll. Doch schön sieht es aus, nicht wahr?“

„Du hast das alles gesammelt?“

„Nicht ich. Dies hier ist nicht mein Haus. Es ist das Haus meiner Tante. Ich wohne hier nur für den Sommer.“

Sie hatte auf dem Regal an der Seite das schuhgroße Schiff bemerkt - ein Segelschiff von einfacher Bauart, doch immerhin ein Dreimaster mit drei weißen, intakten Segeln und einer Kajüte. Sie griff danach, drehte es, wiegte es sanft in der Hand.

„Du gibst es mir für den kleinen Teich?“

„Gern Doch bring es mir heil zurück.“

Zögernd besah sie noch einmal den steinernen Vogel in meiner Hand. Er war eher unauffällig in seiner

Graufarbigkeit, kaum hühnereigroß. Und doch: Er hatte diese erstaunlichen Flügel.

„Du findest ihn schön, nicht wahr?“ Sie betrachtete mich.

„Schön - und ganz und gar einzigartig. Keiner von all den anderen Steinen hat Flügel.“

Sie drehte sich plötzlich der Tür zu, das Schiff in der Hand, ich bemerkte ein kleines Hüpfen in ihren Schritten.

„Pass auf dort am kleinen Teich! Man sieht es ihm nicht an - er ist sehr tief.“

Sie rannte über den Rübenacker davon. Kurz darauf hockte sie wieder am kleinen Wasserloch. An wolkenbedeckten Tagen wie diesem erschien er eigentlich nur wie ein schläfrig blinzelnendes Auge in der ländlichen Gegend. An hellen Tagen konnte er wie ein silbernes Fenster mitten im Weideland sein.

Nach einer Stunde fand ich das Schiff gegen einen der Pflöcke des neuen Geheges gelehnt. Das Mädchen war nirgends zu sehen.

Am späten Nachmittag kam sie erneut auf den Hof. Es war Zeit für die Fütterung. Wir betraten den Stall, füllten jeder einen Futterkorb ab.

Ihr erster Weg ging zum Gatter der kleinen Böckchen. Die Hände des Mädchens strichen wie immer über die nach oben schnuppernden Köpfe, die Nasen, die Rücken.

„Sie lieben mich“, sagte sie sanft in die Stille hinein.  
„Sie kennen mich jedes Mal schon.“

„Ich sehe, dass meine Tiere dich mögen..“

Wie du sie selbst magst.

Besonders die zarten. ganz kleinen.“

„Ja. Alle zarten und kleinen.“ Sie rollte versonnen die Augen.

„Meine Tiere sind gut, sagst du. Keines soll sterben. Alle Tiere sind gut... Auch die auf den anderen Höfen.“

Keine Antwort. Doch ich spürte erneut ihre Fürsorge, den stillen Ernst.

„Kannst du mir nichts über dich erzählen?“

Sie schien nicht zu hören; schien wieder weit fortgetrieben in ihren Gedanken.

„Wenn du mir von deinen Eltern nichts sagen willst - hast du Geschwister?“

Sie nickte.

„Ihr seid eine große Familie?“

Wo wohnt sie - deine Familie?“

„Viele Tage von hier.“

„Und sie vermissen dich nicht, ganz sicher?“

Sie reagierte nicht.

„Du gibst mir heute mein zweites Kaninchen?“

Morgen?“

Ich schüttelte entschieden den Kopf. „Du kannst meine Kaninchen besuchen, wann immer du willst. Du kannst sie auch aus dem Käfig nehmen, hier auf dem Hof.“

Doch kein weiteres kommt in den Bretterverschlag. Er ist voll.“

Ich stand jetzt direkt in ihrem Rücken. Meine Blicke suchten in Anspannung und Unruhe den Nacken

ab und das nun einsehbare Stück unter dem Halstuch. Keine Wunde war zu entdecken.

Plötzlich wandte sie den Kopf, wickelte sich zur Seite, sie hatte meine forschenden Blicke bemerkt, ihr Gesicht zeigte einen Zug von Verwirrung und Abwehr.

„Ich habe mir Sorgen um dich gemacht...“ sagte ich. Und da ihre Blicke noch immer fragend auf mich gerichtet waren: „Ich hatte etwas wie eine Verletzung gesehen. An deinem Hals. Aber es scheint...“

Sie griff in die Richtung ihres Nackens. Die Verwirrung nahm Platz auf ihrem ganzen Gesicht. „Dort hast du etwas gesehen?“

„Eine Wunde... Möglicherweise war sie nur klein, und sie ist inzwischen verheilt.“

Ihr Blick lauerte unverändert schräg aufwärts zu meinem.

„Ich habe noch mehr gesehen...“ sagte ich mit raschem Entschluss. „Komm, ich zeige es dir!“

Ich führte sie an die Stelle im Stall, wo ich mit panikartigen Tritten die Schlange zerstampft hatte. Es gab keine Spur einer Schlange, nicht einmal mehr die Umrisse eines breitgetretenen, schmalen Schlauchs.

Der Schatten eines Lachens flackerte in ihren Augen, kühl, überlegen. Dann griff sie wieder den Korb und entfernte sich.

„Ich hole jetzt meine Rüben.“

Sie verschwand durch die Tür.

Ich sah sie nicht mehr an diesem Tag.

Am frühen Nachmittag des nächsten Tages bemerkte ich sie wieder vor den Kaninchenställen. Die rechte Hand war in das Trägerröckchen gehängt, die linke streckte ein Bündel Butterblumen zwischen die Drahtmaschen.

Schließlich stand sie vor mir. „Ich helfe dir wieder.“ Wie gestern ein über die geschlossene rechte Hand hin kreisender Blick. Sie öffnete schließlich die Faust. Sie hatte erneut etwas mitgebracht: ein sich verdoppelnder Tannenzapfen, ein „Zapfen-Zwilling“, wie ich auf Anhieb richtig erkannte. Tatsächlich waren die beiden oberen Enden so eng verwachsen, dass sie dort wie ein einziger Zapfen begannen. „Wunderschön“, sagte ich.

„Ich schenke ihn dir.“ Gleich darauf doch ein Zögern. Sie nahm den Zapfenzwilling noch einmal zurück, rollte ihn sanft in den Handflächen. „Du findest ihn schön?“

„Ich freue mich sehr darüber. Auch einen solchen Zapfen habe ich noch niemals gesehen.

„Willst du ihn zu dem Steinvogel in die Vitrine legen?“

Sie rollte ihn noch immer in den Händen, nickte jetzt.

„Du kennst den Weg. Geh einfach ins Haus, zur Vitrine.“

Sie verschwand mit einem kleinen Hüpfen im Haus.

Ich hatte eben begonnen, den Sitz des schmalen Traktors zu säubern, das Prachtstück des kleinen Gehöfts. Eigentlich war er nichts als ein umgebautes, nun dreirädriges Motorrad, doch er erfüllte voll seinen Zweck.

„Es sind die Tage für die Kohlrabi-Ernte. Diese acht Beet-Reihen sind heute dran.“ Ich wies in die Richtung. „Der Traktor lockert zuerst die Schollen, dann lassen sich die Knollen einfach heraus sammeln.“

„Wenn du hinter mir auf den Sitz...?“

Sie saß schon oben, noch ehe ich ihr hilfreich den Arm entgegen strecken konnte. Das kleine Fahrzeug schnarrte geräuschvoll auf, forttuckernd wie ein dampfendes Schiff, warf das Erdreich hinter sich zu kleinen gekräuselten Wellen auf, das Zinken-bestückte Metallgitter hinter sich herziehend.

„Schön, dass du wieder da bist“, rief ich ihr durch das Knattern und gegen den Fahrtwind zu.

Nach Minuten rief sie zurück durch den Wind: „Ich heiße Klarissa.“

Der Traktor hatte seine Arbeit getan, wir stellten ihn ab, diesmal ein grasendes Weidetier, das schweigend verschnaufte.

Wir begannen mit dem Einsammeln der Kohlrabi-Knollen, dicht beieinander kauern. Die Körbe füllten sich rasch. Ich erzählte von meiner Tante und ihrem Sturz. Ich erzählte von meiner eigenen Kinderzeit, unserem eigenen Hof und unseren Viehställen. Fünf Körbe waren jetzt vollgeladen und auf dem Anhänger abgestellt, den ich inzwischen mit dem Metallgitter ausgetauscht hatte.

„Fünf Reihen genügen für heute. Der Rest kommt morgen.“

Ich lächelte hinab auf ihre braun mit Ackererde überzogenen Ellenbogen und Knie, auch über Lippe und Kinn zogen sich erdbraune Striche. „Du hast mir ausgezeichnet geholfen.“

„Willst du dich waschen? Auch ein Bad kannst du nehmen.“

„Kein Bad“, sagte sie.

„Gut... Doch Vielleicht magst du etwas essen?“

Ich habe Grießpudding in der Küche. Auch ein Schinkenbrot kannst du haben.“

„Nicht jetzt.“

Ich kippte die Kohlrabi-Knollen auf den Boden, rollte den Gartenschlauch aus, mit dem sie ihre Wäsche erhalten mussten - so pflegte es auch die Tante zu tun. Klarissa nahm Platz beim Knollenhaufen.

„Wie geht es deinen Kaninchen?“

„Gut Allen gut.“

Sie streckte von Zeit zu Zeit die Hände nach den funkelnden Wasserfontänen aus.

„Schön dass du mir deinen Namen verraten hast. Willst du mir auch die Namen deiner Geschwister sagen?“

Sie schüttelte den Kopf. Eine kleine Bronzenympe, die sogleich wieder in vollkommene Starre verfiel.

„Wenn du Streit hast daheim oder wenn du einen anderen Grund hast, nicht zurückzukehren - du kannst es mir sagen. Ich helfe dir. Ich verspreche es.“

Keine Bewegung, nicht einmal ein Kopfschütteln.

„Klarissa - darf ich dich noch etwas fragen...“ Es war wie ein plötzlicher Absprung - in diese Frage hinein, die mich schwankenden Grund fühlen ließ. Noch im Springen bemerkte ich, dass sie mich allen Mut kostete. „Du bist ganz gewiss allein gekommen?“

Ihre Augen folgten den regenbogenglitzernden Farbfontänen.

Doch ein plötzliches Zucken ging durch die Stirn. „Was willst du wissen?“

„Du kannst es mir sagen - ist jemand bei dir? Bist du allein?“

„Allein.“

Und mit jemand anderem noch...“ Ein flackerndes Lächeln.

„Du gibst mir immer nur Rätsel auf. Was heißt das: allein - und mit jemand anderem noch?“

„Ich sage es keinem. Nie.“ Wieder die verweigernde Wand um sie, unerbittlich.

Ich ließ eine längere Stille verstreichen.

„Du sagst mir, dass meine Tiere nicht sterben werden...“

Was meinst du damit? Willst du sagen - die anderen müssen sterben?“

Die kleine Bronzenymphe verharrte in ihrer Erstarrung, in einen anderen Raum des Hörens entrückt. Und doch - ein winziges Nicken nun.

„Warum \_ warum müssen sie sterben?“

Das Mädchen sah auf, wie plötzlich aus weiter Ferne auftauchend, die Blicke weiteten sich, ein jähes

Öffnen ins Riesenhafte, das Zittern eines Lachens durchflog ihr Gesicht, augenblicksschnell. Es fiel in die alte Starre zurück.

„Die anderen sterben.

Mehr ist nicht zu sagen.“

„Wer tötet sie?“

„Unsere Schlangen.“

Ich senkte jetzt Voll meine Augen auf sie. „Was willst du sagen?“

„Dass unsere Schlangen sie töten. Nur das.“

Stechendes Schwarz. Wieder trat dieses Funkeln in ihre Augen, ein Glitzern von böser Lust.

„Von Wem sprichst du?

Du sagst ‚unsere‘. Wen meinst du damit?“

Ein hartes, ein spöttisches Lachen, wieder in Sekundenbruchteilen verflackernd.

„Klarissa - ich will dich verstehen.

Du bringst Schlangen auf die Gehöfte?

Giftschlangen? Wirkliche Schlangen?“

„Es werden noch viele kommen.“

Kalt stechendes Schwarz.

„Du trägst sie auf die Gehöfte - willst, dass die Tiere in den Ställen verenden?“

„Alle.“

Die Schwärze, das Funkeln in ihren Augen war gnadenlos.

„Klarissa - ich glaube das nicht...

Du kannst das nicht wollen!“

Spott, harte Verächtlichkeit auf ihrem Gesicht, das in Augenblicken wieder um Jahre gealtert schien.

Ich spürte ein Zittern meine Knie und Arme erfassen. Wieder gab es da die Berührung einer würgenden Macht.

„Klarissa - jetzt muss ich es wirklich wissen: Jemand ist bei dir? Ihr habt Schlangen ausgesetzt auf den Höfen?“

Keine Antwort. Kein Wimpernzucken.

„Du liebst Tiere - vor allem die kleinen. Du kannst nicht wollen, dass die Schlangen sie töten. Sie verenden unter schrecklichen Schmerzen.“

„Die kleinen beißen sie nicht. Sie wissen es. Sie gehorchen uns. Wir haben es ihnen gesagt.“

„Es ihnen gesagt?“

„Sie folgen unseren Gedanken. Sie gehorchen uns.“

Wieder ein Lachen - lautlos, ein lautloses Klirren.

„Jetzt frage nichts mehr.“

Die Lippen blieben zusammengepresst. Zwei sich berührende Klingen.

„Klarissa - du kannst meine Freundschaft und Hilfe haben, in allen Dingen. Doch wenn du töten willst...“

„Wir töten. Und es ist erst der Anfang.“

Wir töten.

Wir werden deine Freundschaft nicht brauchen.“

Unsere Blicke kreuzten sich. Auch meine brannten jetzt hart.

Der Raum zwischen uns war momentweise wie mit schwarzen Flammen gefüllt.

Wieder war etwas geschehen. Dies schien nicht mehr Klarissa, wie sie noch eben vor mir gesessen hatte.

Das Mädchen hatte sich lauernd seitwärts gekrümmt.

„Ich kann auch zu dir meine Schlangen bringen.“

Jedes Wort ein zielsicher schwirrender Pfeil.

„Ich kann auch deine Tiere töten im Stall.“

Eine offene Kampfansage.

Sie schnellte mit einem Sprung in die Höhe.

Plötzlich ein Schrei. „Sie sollen sterben!

Du wirst es sehen.

Niemand hat Macht gegen uns.“

Die dunkle böse Lust ihrer Blicke schien ohne Schrecken und Furcht. Ein hastiger Sprung zum Acker.

Sie rannte davon - diesmal in Richtung der Landstraße, nicht zum Haus auf der Anhöhe.

Eine drückende Lautlosigkeit lag über dem Haus, als ich zur Tür zurückkehrte. Eine unerträgliche, dröhnende Stille.

## 8

Am Abend, schon kurz vor Ladenschluss, betrat ich das kleine Haushaltsgeschäft an der Landstraße.

Da, wie neben mich hingestellt, erblickte ich eine Gestalt - ein bekanntes Gesicht: die Frau vom Gehöft auf der Anhöhe.

Sie hatte ihre Einkäufe eben beendet, im Moment des Wiedererkennens waren wir schon überein gekommen, den Heimweg gemeinsam anzutreten. Jede

den gefüllten Einkaufskorb in der Hand, brachen wir auf.

Zu meinem Verwundern begann sich die Frau zu entschuldigen: Für das eigenwillige, rüpelhafte Verhalten des Gatten bei meinem letzten Besuch nicht ihr gegenüber, das sei sie gewohnt, sondern gegen mich, ihren Gast. Leider falle er oft aus der Rolle - mit seiner ungebührlich vereinnahmenden Art, in der er sich über alle simplen Manieren eines Gastgebers hinwegsetze.

Ich erklärte, dass es meinerseits keine Verstimmung gab.

Die Frau fuhr fort. „Bitte sehen Sie es ihm nach. Ich, die ich ihn in seiner Wesensart kenne, weiß doch zugleich um seinen klaren, weltoffenen Geist, sein eigentlich unverdorbenes Herz. Freilich auch sein ungezügelt, leidenschaftliches Naturell, mit dem er so oft in Konflikt gerät. Schon von Jugend an machte es ihm zu schaffen...“ Es war, als betrachte sie innig lächelnd ein inneres Bild.

Die Frau beendete das Thema mit einem sanften, wieder doch innigen Seufzer.

Dann fragte sie unvermittelt. „Das Zigeunermädchen hat Sie wieder besucht?“

Ich nickte.

„Es ist gut, dass Sie das Mädchen besuchen kommt. Kehrt sie von Ihnen zurück, strahlt sie von einer ungewöhnlichen Fröhlichkeit. Auch mein Mann hat es inzwischen bemerkt.“

„Fröhlichkeit? Das meinen Sie wirklich?“

„Sie machen sich viele Gedanken um dieses Mädchen...“

Wie auch wir es tun. Doch sie öffnet ihr Herz nicht – nicht uns gegenüber.“

„Ich frage mich immer erneut, ob sie niemand vermisst. Ob sie ohne Vater und Mutter ist.“

Auch mir hat sie nichts darüber gesagt.

Lediglich ihren Namen habe ich inzwischen erfahren: Klarissa.“

„Klarissa“, wiederholte die Frau.

Unwillkürlich hielt sie den Schritt an, ich wusste nicht warum. Doch fühlte ich, dass es nun an der Zeit war, den Fragen nicht länger auszuweichen, die mich unverändert bedrängten.

„Darf ich Sie ganz direkt etwas fragen? -

Das Mädchen ist ganz sicher allein hier?“

Die Frau betrachtete mich mit Verwunderung. „Was bringt Sie auf den Gedanken?“ Die Stimme klang in einer Weise erstaunt, die einen zweiten, heimlichen Boden hatte.

„Es gibt für mich einen konkreten Anlass für diesen Gedanken, diese Vermutung...“

Doch schon wieder ging mir der Mut aus, versagten mir die Worte angesichts des nur flüchtig Gesehenen, unklar Gewussten.

Wieder empfand ich meine Hilflosigkeit gegenüber dem Strudel der Fragen. Und doch: Ich musste mit jemandem reden. Und fühlte ich zum ersten Mal ein Band freundschaftlicher Wärme in diesem Dorf, so war es gegenüber dieser Frau neben mir.

„Vieles bewegt sich in meinem Kopf, viel Sonderbares...

Wie sie wissen, hat es diese Unruhe in den Ställen gegeben.

Dann diese zwei verendeten Tiere. Bauernkinder hatten ein paar Schlangen gesehen...

Könnten Sie glauben, das Mädchen hat etwas damit zu tun?“

„Mit den Schlangen?“

„Ich weiß: Sie ist ein kleines Mädchen, zwölf Jahre vielleicht. Wie sollte sie in der Lage sein und welchen Grund sollte sie haben...“

„Wie kommen Sie darauf, diesen Zusammenhang zu vermuten?“ Die Stimme der Frau klang tatsächlich etwas besorgt für diesen Moment, in jedem Fall irritiert. „Hat sie selbst von Schlangen gesprochen?“

„Nicht direkt, nein. Sie sprach...“

Es hat diese Augenblicke vollkommen wirrer Sätze gegeben, ein unkontrollierter Ausbruch von Wut und Hass... Besucht sie mich wieder am nächsten Tag, scheint alles völlig vergessen.“

„Nein - so habe ich sie bisher nie erlebt...“ sagte die Frau.

Wir gingen einen Moment lang schweigend nebeneinander her.

„Auch die Leute im Dorf beschäftigt das Mädchen“, fuhr ich fort. „Angeblich hat man sie hier seit Tagen nicht mehr gesehen, so hörte ich heute im Laden. Doch die seltsamsten Phantasien werden belebt, wie es scheint. Es gibt eine ältere Frau, die behauptet, das Mädchen wäre von hier - ein Mädchen mit dem

Namen Warwara. Sie lebte vor über zehn Jahren im Dorf, sie war die Tochter des Landwirts Kroschnetta, dessen Gehöft damals niederbrannte. Er und Warwara und auch seine Frau kamen um in dem großen Brand.

Wenn es diese Phantasien einer wiedergekommenen Toten gibt, könnte ihr Erscheinen auch als ein böses Omen gelten – in direkter Beziehung zu dem Erscheinen der Schlangen. Hoffen wir, dass sich der Aberglaube in Grenzen hält.“

„Ich habe von solchen Spekulationen der Leute noch nichts gehört“, sagte die Frau. Doch die Stimme klang aufs Neue besorgt.

Wieder ein längeres Schweigen.

Ich wagte die andere Frage: „Sie haben die Wunde im Nacken des Mädchens gesehen?“

Wieder hielt die Frau ihre Schritte an. „Das haben Sie in der Tat gesehen - eine Nackenwunde?“

„Immer nur für einen kurzen unbestimmten Moment... Doch bereits beim ersten Besuch.

Beim zweiten Mal war es eine dämmerige Stunde im Morgengrauen...

Ein drittes Mal vor einigen Tagen: Ich sah sie vornüber gebeugt, wie geschüttelt von einem Krampf. Ich sah die Wunde und - nein, das weitere werde ich nicht erzählen...“

„Was war das weitere?“

„Sie werden mich für verrückt halten.“

Beide hatten wir unsere Taschen auf dem Boden abgesetzt.

Als ich aufsaß, blickte ich in zwei Augen, die mich mit großem Interesse musterten, ohne Argwohn, der meinen Geisteszustand in Frage stellte.

Dennoch sagte ich nun: „Verzeihen Sie meine Verfassung.“

Ich selber fange an, an meinem klaren Verstand und meinen Sinnen zu zweifeln.“

„Auch mir geht es zuweilen nicht anders“. sagte die Frau.

„Doch habe ich aufgehört, mir darüber Sorgen zu machen. Unsere Begriffe von Wirklichkeit sind sehr relativ und sehr lückenhaft. Begreift man es einmal, hört man auf, an das sogenannte ‚Normale‘ zu glauben - jedenfalls lange nicht mehr mit dieser Ausschließlichkeit.“

Ein Lächeln überstrahlte kurz das fein geformte Gesicht.

„Sie haben soeben diese Geschichte erwähnt“, fuhr sie fort, „die mit dem Landwirt Kroschnetta, dem niedergebrannten Gehöft. Sie wissen mehr von diesem Ereignis?“

„Nein. Wäre es wichtig?“

„Hören Sie“, sagte die Frau, „es gibt hier auf meiner Seite ein paar Dinge hinzufügen. Nachdem Sie so offen gefragt und gesprochen haben, werde ich mit der gleichen Offenheit reden und in Kauf nehmen, dass nun möglicherweise Sie an mir zweifeln... Also, auf die Gefahr hin, dass Sie mich für verrückt halten, sage ich Ihnen: Das kleine Zigeunermädchen - es ist die Tochter Kroschnettas.“

„Wie -? was wollen Sie sagen -?“

Die damals mit ihren Eltern Verbrannte?“

Mein Zustand war für diesen Moment einem Schüttelfrost nahe.

„Also doch eine Tote?“

„Erscheint Sie Ihnen als das? als Tote?“

„Ganz und gar nicht. Sie spricht. Sie fixiert mich mit wachen lebendigen Augen. Sie erscheint mir mit jedem Wimpernzucken real.“

„Das ist sie auch. Seien Sie beruhigt in diesem Punkt.

Nein, es ist nicht Warwara.

Es ist ihre Schwester. Eine andere Tochter.“

„Eine andere Tochter Kroschnettas?“

„Sie war damals noch ein Wickelkind, kaum einjährig, zum Zeitpunkt des großen Brandes. Wie durch ein Wunder blieb sie verschont. Ein Gast im Dorf zog sie am anderen Morgen unter einer umgestürzten Wand aus Kacheln hervor. Er brachte sie später zu uns ins Haus, wo sie mein Mann - er hat eine Ausbildung als Sanitäter - verarztete. Wir hielten es für besser, die Sache vor den Dorfbewohnern geheim zu halten. Alle glaubten, die Kleine läge ebenfalls tot in den Trümmern, auch wenn sie als einzige niemals gefunden wurde.

Sie wollen die Geschichte vollständig hören?“

„Jetzt will ich sie hören, unbedingt.“

„Dann setzen wir uns hier einen Moment zusammen ins Gras, sie ist nicht lang..“

Wir nahmen beide am Wegrand Platz.

„Der Landwirt Kroschnetta kam als ein Fremder ins Dorf, zunächst als einfacher Stallknecht. Nach wenigen Jahren erbte er das große Gehöft, auf dem er als Knecht gearbeitet hatte, und sofort setzte der Neid der Dorfbewohner ein, immerhin handelte es sich um den größten und ertragreichsten Hof in der Gegend.

Es kam zu erbitterten Anfeindungen, das Testament wurde mehrmals angefochten, doch Kroschnetta ging aus all diesen Prozessen als Sieger hervor.

Die Situation verschärfte sich nochmals, als er die ‚Zigeunerfrau‘ in das Dorf brachte, erneut eine Fremde, und ihre damals neunjährige Tochter, Warwara. Die Frau war von ihrem Mann, einem Schausteller in einer fahrenden Truppe, davon gelaufen.

Der hielt seine Familie mit drakonischer Härte im Griff, seine Frau und dann auch die Tochter waren trainiert, ein paar akrobatische Nummern vorzuführen, vor allem eine mit gefährlichen Giftschlangen.

Kroschnetta selbst war ein Bär, ein Berserker an Arbeitskraft - und zugleich auch ein Starrkopf. Mit einiger Diplomatie und mit Verzicht auf protzige Gesten hätte er dem Entstehen feindlicher Fronten leicht vorbeugen können, schon seiner Frau und der Tochter zuliebe. Doch er liebte das Kämpfen - wenn gleich gerechterweise zu sagen ist, dass der Streit anfänglich nicht von ihm selbst ausging. Hätte man ihn einfach in Ruhe gelassen, er hätte mit seiner

kleinen Familie wahrscheinlich ein glückliches Leben führen können auf dem Gehöft.

Was weiter geschah: Der Zigeunervater spürte Frau und Tochter auf. beinah wäre es ihm gelungen, die zwei zu entführen. Er zog einige der Dorfbewohner in ein regelrechtes Komplott, schließlich kam es zum erbitterten Handgemenge zwischen ihm und Kroschnetta, was der Zigeunervater allerdings teuer bezahlen musste: Er schlug so unglücklich auf einem Geröllhaufen auf, dass er nach wenigen Tagen starb. Es kam zum Prozess gegen Kroschnetta, der vergeblich beteuerte, in Notwehr gehandelt zu haben. Die Zeugenaussagen dreier Männer standen gegen ihn, der Vorwurf war, Kroschnetta sei mit maßloser Brutalität vorgegangen. Man sperrte ihn ein.

Es gab einen tatsächlichen Zeugen. Nach einem halben Jahr hatte er den Mut zur Aussage, und der Prozess wurde neu aufgerollt. Die drei Männer hatten gelogen, keiner war während des Handgemenges überhaupt zugegen gewesen; Kroschnetta wurde wieder aus dem Gefängnis entlassen.

Die Zigeunerfrau und die Tochter hatten sich in dieser Zeit mit besten Kräften bemüht, die Dinge auf dem Hof allein am Laufen zu halten. Doch sie waren unverändert der Niedertracht der benachbarten Bauern ausgesetzt. Die machten sich mehr und mehr einen Spaß daraus, ihre Hunde auf das benachbarte Grundstück zu treiben, oder, wenn die Zigeunerfrau und das Mädchen den Hof verließen, sie regelrecht mit ihren Hunden zu jagen.

Als Kroschnetta aus dem Gefängnis heimkehrte, war es höchste Zeit. Mutter und Tochter wagten sich kaum noch ins Freie.

Die Frau wurde schließlich doch angefallen, ein Hund zerfleischte das rechte Bein. In der folgenden Nacht ging Kroschnetta mit einer Schrotflinte von Gehöft zu Gehöft und erlegte acht ausgewachsene Hofhunde.

Jetzt war die Situation in einem Maß eskaliert, dass nichts mehr die feindlichen Fronten aussöhnen konnte. Kroschnetta wäre gut beraten gewesen, den Hof und das Dorf mit Frau und Tochter für immer zu verlassen.

Doch er war ein Starrkopf, ich sagte es schon.

Wochen später brannte es auf seinem Gehöft.“

„Der große Brand?“

„Noch nicht dieser, nein. Zunächst nur ein kleiner, der allerdings zwei Ställe vollkommen verwüstete. Auch Tiere kamen dabei zu Tode. Warwara hatte zwei der Männer, die den Brand gelegt hatten, erkannt. Mehrmals bedrohte man sie: Keine Namen zu verraten, sonst würde es ein zweites Mal brennen. Als es Wochen darauf wieder zu einem Prozess kam, setzte sich der Vater durch: Warwara musste ihre Zeugenaussage machen.

Wir kommen zum Ende der Geschichte, zum bittersten Teil.

Man schleppte das Mädchen wenige Tage danach in einen Keller. Die angetrunkenen Männer wurden schnell übergriffig, als sich das Mädchen nach Kräften wehrte, sperrte man sie in einen Hundezwinger,

zusammen mit einem Hund. Der Zwinger hatte eine nach innen verbogene spitz zulaufende Eisenstange. Als der Hund sie ansprang, stürzte das Mädchen und riss sich furchtbar den Nacken auf...

Sie lebte noch zwei Tage, unter entsetzlichen Schmerzen. Dann fiel sie ins Koma. Kroschnetta durfte sie zurück auf sein Gehöft holen, ein bedauerlicher schrecklicher Unfall, erklärte man ihm. Er brach sofort auf, um einen Arzt zu holen. Als er heimkehrte, stand der Hof erneut in Flammen. Seine todesmutigen, verzweifelten Bergungsarbeiten zusammen mit seiner Frau nutzten nichts mehr. Beide wurden sie schließlich von einstürzenden Dachbalken begraben. So gab es nun auch eine einfache offizielle Version zum Tod Warwaras: wie ihre Eltern sei sie in den Flammen umgekommen.“

Ich meinte zu frieren. Immer noch saß ich regungslos, wie während der ganzen Geschichte. Eine halbe Minute verging in Schweigen.

Die Frau rückte jetzt näher heran, drückte mich sanft an die Schulter, der Ansatz einer Umarmung, freundschaftlich, innig, der Versuch zweier Frierender, sich aneinander zu wärmen.

„Sie haben die ganze Geschichte zu hören gewünscht. Das ist sie.“

Ein zweites Mal drückte sie meine Schulter.

„Die Geschichte Warwaras, ja...“ Langsam fand ich wieder die Worte zurück.

„Und doch begreife ich nicht-

Klarissa, die kleine Schwester - was treibt sie hier in das Dorf, nach über nun zehn vergangenen Jah-

ren? Sie konnte, als einjähriges Kind, nichts begriffen haben von all diesen Dingen.“

„Sie hat nichts begriffen, nein. Und sie wäre aus eigenem Antrieb auch nie gekommen.“

Die Frau senkte den Kopf. Ein Schweigen, das doch schon wieder, leise vibrierend, von einem Geheimnis gefüllt war.

„Nein, ich begreife nicht“, wiederholte ich.

„Sie haben vorhin eine Frage gestellt - diese sehr seltsame Frage. Sie fragten mich, ob Klarissa alleine gekommen ist.“

Wenn sie meine Antwort hören wollen darauf: Sie ist nicht allein.“

„Bitte - sie ist -?“

„Warwara, die Schwester, ist bei ihr.“

„Wie, bitte, soll ich das verstehen -?“

„Sie werden mich wieder fragen: als Tote?“

Ich sage dazu: Unsere Vorstellungen von Tod sind in der Regel sehr wirklichkeitsfremd.

Warwara - wenn Sie so fragen - ist keine Tote. Sie ist sehr lebendig, an der Seite Klarissas. Ich vermute sogar: gelegentlich ist sie Klarissa. Oder sagen wir es anders: Klarissa ist nicht mehr Klarissa, sie ist Warwara. Von Zeit zu Zeit wird sie völlig identisch mit ihr.“

„Eine Besessenheit?“

„So könnte man es sagen...“

Doch Klarissa fühlt es nicht als Bedrohung.

Die Schwestern sind sich offenbar sehr nahe, auch wenn sie sich im Leben kaum kannten.

Es gibt da ein seelisches Band zwischen beiden, das auf andere Weise geheimnisvoll zwischen beiden gewachsen ist. Klarissa selbst ist der plötzliche Wechsel wahrscheinlich meist gar nicht bewusst. Ohne diese Nähe und feste Verbundenheit wäre ein Geschehen wie dieses gar nicht möglich.

Klarissa sieht keinen Grund, sich zu wehren.“

„So habe ich es mit Warwara zu tun – wenn jene finsternen Ausbrüche stattfinden?

Und es war keine Täuschung, als ich sie an einem Morgen vor meinen Kaninchenställen zusammenstehen sah...

Haben Sie Warwara jemals gesehen?“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Nicht wie man eine lebende Person sieht.

Es braucht eine spezielle Begabung, um ‚Tote‘ zu sehen.

Doch es gibt Momente: Da spüre ich sie.

Wie war es bei Ihnen? Haben Sie etwas Vergleichbares schon einmal erlebt?

Wenn man jene sehr spezielle Begabung nicht hat, so kann doch ein ungewöhnlicher Bewusstseinszustand der Auslöser sein – manchmal geschieht es auch in einem Zustand großer körperlicher Erschöpfung oder eines Fiebers.“

Unser Platz befand sich nur wenige Meter entfernt von der Weggabelung, von der aus der eine Weg zu meinem Gehöft abzweigte und der andere zu dem auf der Anhöhe führte. Wir erhoben uns, ein drittes Mal drückte sie mich mit Herzlichkeit an sich. „Entschuldigen Sie mich jetzt! Mein Mann erwartet mich

schon seit einiger Zeit.“

„Was soll ich jetzt tun?“ fragte ich.

„Das wird Ihnen niemand sicher sagen können. Auch ich nicht...“ Sie wiegte bedauernd den Kopf.

„Denken Sie nicht, ich selber hätte die einfachen Antworten oder gar Lösungen. Doch wenn Sie uns wieder besuchen wollen, sind Sie willkommen, jederzeit!“

„Gern!“

Ich griff meinen Korb, sein Gewicht schien gewachsen, schien einen Moment unsäglich geworden zu sein.

Ich sah die Frau den Weg hinauf zur Anhöhe nehmen, noch einmal winkte sie mir freundlich zu, dann sah ich sie hinter den Hecken verschwinden.

Am folgenden Tag wartete ich auf Klarissa wieder vergebens.

Abends wurde ich erneut Zeuge eines aufgeregten Gesprächs im kleinen Dorfladen. Wieder ging es um die unerklärliche Unruhe in einigen der Ställe, die manchmal fast panischen Reaktionen der Tiere. Wieder fand man drei Tiere am Morgen verendet, doch kein Schlangenbiss konnte eindeutig diagnostiziert werden.

Etwas ganz Unglaubliches darüber hinaus war geschehen – soweit man den Reden zu glauben bereit war: Eine schon ältere Bäuerin hatte eine Schlange in der Ecke des Stalls bemerkt; als sie nach der Mistgabel griff und auf sie einschlagen wollte, erlebte sie,

dass sich die Schlange Stück für Stück vor ihr auflöste.

Nirgends im ganzen Stall war sie auffindbar.

## 9

Ich stand am späten Abend lange am Fenster. Sah zum Haus auf der Anhöhe.

Wieder durchtrieb ich in ungewöhnlichen, Wirren Träumen die Nacht. Es war wie ein endloses Selbstgespräch.

Ein paar Mal erhob ich mich, war auf dem erlenbewachsenen Weg zum Haus, schritt in Unruhe den Kiesweg entlang, suchte den Schuppen auf, den mit Kaninchen quellend gefüllten Bretterverschlag.

Jedes Mal war es, um dem Geheimnis, der Spur der Schrecken näher zu kommen. Ich fand keinen Weg ans Ziel.

Einmal kam mir das Mädchen entgegen, sie schien noch schmaler als sonst, beinah ausgezehrt. Schritt für Schritt kamen wir uns näher, ich zog sie plötzlich an meinen Hals, umarmte sie, drückte sie sanft. Die Schulter des Mädchens entwand sich mit einem plötzlichen Ruck.

„Ein Bad nehme ich nicht“, sagte sie.

„Du kannst bei mir wohnen.“

Ich habe ein Zimmer für dich, wenn du magst.“

„Ja“, sagte das Mädchen. Doch sie löste sich auf, in einen grauen Nebel hinein.

Ein zweites Mal traf ich in dieser Nacht mit der Mädchengestalt zusammen. Noch schwächtiger, in ein fades Leuchten gehüllt, trieb sie genau auf mich zu. War es Klarissa?

Ich umarmte sie wieder, die Hand berührte unwillkürlich den Nacken, den Halsknöchel, das Mädchen verfiel in eine seltsame Starre dabei, wie eine Puppe stand sie vornüber gelehnt. Meine Finger umkreisten den Halsknöchel, plötzlich fühlten sie einen offenen Spalt darüber, fast daumenbreit, die Hand griff, noch ungläubig tastend, ganz in die Wunde hinein - ich zuckte zurück.

Die Fingerspitzen schrien auf unter der jähen Berührung eines sich streckenden Schlangenkopfes, ein zweiter, ein dritter glitt züngelnd zur Öffnung hinauf.

Das Gesicht der Gestalt war von Schatten bedeckt, es schien wie eingefallen, geschrumpft, die Augen strahlten im Grau einer unaussprechlichen Hässlichkeit. Dies war nicht Klarissa, nein.

Ich fühlte mich rings von Schwärze umhüllt, ein Schwarz, das plötzlich von einem kalten Lachen vibrierte.

„Wir werden auch deine Tiere vergiften“, sprach die Gestalt, die Puppe.

„Wir können auch das Feuer noch bringen.

Wir können alles vernichten, wenn wir es wollen.“

Das vibrierende Lachen, dröhnend und schwarz.

„Auch das Feuer werden wir bringen.

Wenn die Scheunen voll sind, im Herbst.“

Plötzlich, entrückt in ein schattiges Grau, zerstob sie im Lachen, war wie zerbröckelt, zerfallen.

Ein lichtloser Morgen lag auf dem Gehöft. Von einem unbestimmten Gedanken getrieben, machte ich mich auf den Weg zu den Höfen im Dorf.

Überall hinter den Stalltüren bemerkte ich jetzt verendendes Vieh. Die Tiere wanden sich, röchelten unter Todesqualen.

Aus anderen Ställen trug man die Tiere bereits ins Freie. Schichtete sie zu Bergen von grauen Kadavern auf.

Sämtliche Ställe waren von Schlangen verseucht. Die Leute durchsuchten in Panik die Höfe. Doch nie war es ihnen möglich, nur einer der Schlangen habhaft zu werden. -

Ich schreckte auf, Schweiß auf der Stirn, auf den Lippen. Nur wieder ein Traum. Doch er lag lange auf mir - ein dunkler Balken, der seine lastende Schwere noch lange auf den ganzen Vormittag senkte.

Am frühen Nachmittag machte ich mich erneut auf den Weg zum Gehöft auf der Anhöhe. Schließlich stand ich vor dem seitlichen Schuppen, öffnete mit Vorsicht die leise knarrende Tür.

Ich trat an den kleinen Holzverschlag in der Ecke. Sechs Kaninchen befanden sich in dem Gatter, friedlich Rüben und Blätter kauend, manchmal hüpfen sie aufeinander zu; ein Bild von sanfter, geräuschloser Einträchtigkeit.

Ich musste die Zahl der Kaninchen in diesem Gatter bei meinem ersten Besuch im Schuppen weit überschätzt haben.

Ich blinzelte durch das Dämmer. Nirgends eine Gestalt. Das Mädchen war nicht im Schuppen.

Auch am folgenden Tag tauchte Klarissa nicht auf.

Immer wieder bemerkte ich, dass ich bei meinen Verrichtungen im Haus und in den Ställen angespannt in den Hof lauschte. Ständig glitten meine Blicke suchend über den Rübenacker.

Im morgendlichen Erwachen jedoch begegnete mir das Mädchen erneut.

Klarissa: wie ich sie kannte, schwächling und klein. Sie trieb genau auf mich zu, von einem heimlichen Wind bewegt, wie es schien, unaufhaltsam führte ihr Weg genau auf mich zu.

Ich spürte ein jähes Vibrieren im Arm, es stieg ganz natürlich von innen auf, ich streckte ihn nach der schmalen Schulter aus, drückte sie an mich, umgriff nun die ganze Gestalt, innig und wiegend - immer besser gelang es, jedes verfügbare Maß an Liebe in den Körper des Mädchens zu strömen.

„Du kannst ein Zimmer bewohnen im Haus.

Komm. Ich zeige es dir“, sagte ich.

Gesicht lehnte eng an Gesicht, ich spürte den kleinen Körper im Raum der festen Umarmung wie glühend werden, er zitterte warm, ich meinte zunächst, es müsste mit etwas wie Mühe geschehen, ihr mitzuteilen, was diese Umarmung ihr sicher und unmiss-

verständlich mitteilen sollte. Doch mühelos gelang es noch besser.

„Ja“, sagte Klarissa, leuchtend und zitternd.

Noch immer lehnte Gesicht an Gesicht, weiterhin leise glühend, doch mehr und mehr verlor ihr Körper nun wieder jede Kontur, verflüchtigte sich, zer-rann aufs Neue in einen Nebel hinein, war plötzlich vollkommen aufgelöst. -

Ich spürte mich aus heftig bewegten Schlafwellen auftauchen. Diesmal begleitet von einem kleinen wärmenden Licht.

Es begegnete dem Licht eines hellen Morgens. Dieser beginnende Tag war klar. Ein Versprechen.

Ich begann meine Arbeiten im Hof.

## 10

Am Mittag bemerkte ich Klarissa wieder am kleinen Teich. Das bekannte Bild: Sie saß dort, versunken, warf Steinchen ins Wasser, keiner ihrer Blicke glitt zum Gehöft hinüber.

Plötzlich bewegte sie sich mit zielstrebigem Schrit-ten auf den Hof zu. Wieder hielt sie zunächst am neuen Außengehege, in dem heute die Böckchen grasten, doch keine Hand streckte sich streichelnd nach den Tieren aus. Sie stand mit gesenkten Blicken am Zaun, wie sanft und artig davor gestellt, seltsam nach innen gekehrt.

„Klarissa! Schön dass du wieder gekommen bist.“

Du hast mich diesmal sehr lange warten lassen.“

„Ja“, sagte sie. Und dann: „Ich helfe dir wieder. Den ganzen Tag.“

Ihre Hand glitt unter den Latzteil ihres Trägerröckchens, unter dem sie offenbar etwas verborgen hielt, die andere spielte am Draht des Geheges.

„Es gibt viel zu ernten“, sagte ich. „Zwiebeln und Rotkohl.“

Auch die ersten Tomaten sind reif. Auch viele Gurken sind groß geworden.“

„Es ist schön, dass ich wieder gekommen bin“, sagte Klarissa.

Der dunkle Blick wickelte sich um mich, kreiste am Boden. „Du hast mich vermisst, nicht wahr?“

„Sehr hab ich dich vermisst! Drei Tage sind eine lange Zeit.“

„Ich helfe dir. Heute und morgen.“

„Ja, komm auch morgen. Komm jeden Tag - wann immer du willst.“

„Heute und morgen. Auch übermorgen“, sagte Klarissa.

Sie griff in ihr Trägerröckchen. Zog eine kleine Schachtel unter dem schmalen Brustlatz hervor. „Ein Geheimnis. Du musst hineinsehen. Ich sage dir nicht, was es ist.“

Es handelte sich um eine Schachtel mit eingestochenen Löchern. Doch sie zog sie wieder zurück, ließ sie hinter das Latzteil zurückgleiten.

„Später Wenn wir ins Haus gehen. Bei der Vitrine.“

„Wir beginnen mit den Tomatenstauden. Du hilfst mir wieder, sie in die Körbe zu sammeln?“

Ich verlud die drei bereitstehenden Körbe mit einem Schwung in die Schubkarre. „Es ist schön, dass du da bist. Dass du mir helfen willst.“ Klarissa legte ihre Hand auf einen der Griffe, ich überließ ihn ihr ganz. Die Schubkarre rumpelte zwischen unseren Händen voran, hüpfte über die Grasnarben der furchigen Bodenfläche bis an die Staudenreihen.

„Ich werde auch bei dir wohnen“, sagte Klarissa.

Sie fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Doch nicht in der Nacht.“

„Nicht in der Nacht?“

„Dann brauchen mich -“

Sie zögerte plötzlich. „Dann brauchen mich meine Kaninchen...“

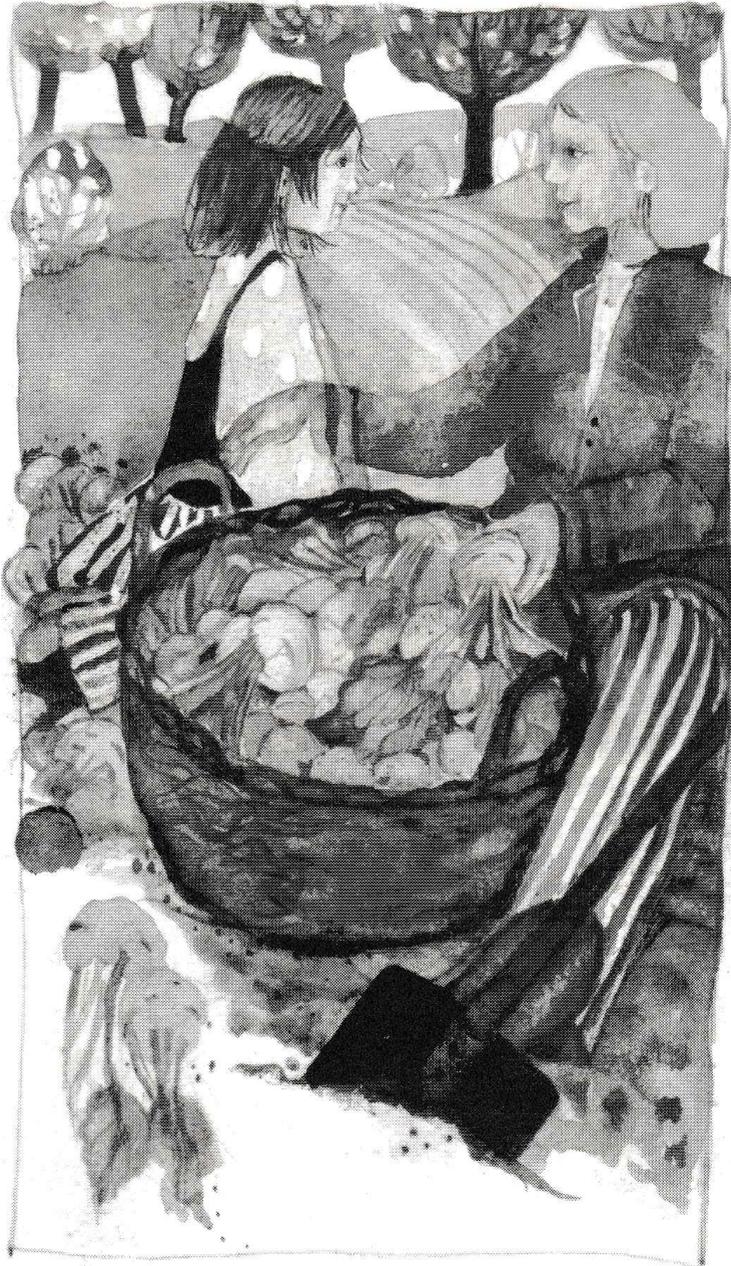
„Ja, deine Kaninchen...“

Etwa zwei Drittel der Tomaten war reif, hatte im verheißungsvollen saftigen Rot zu leuchten begonnen, manchmal erst auf der einen Seite. Klarissa fragte dann: „die?“ oder sagte: „die besser nicht“, zweimal hatte sie erst zu spät die grüne Farbe auf der anderen Seite entdeckt.

„Wir müssten sie jetzt noch einmal zurückhängen“, sagte ich.

„Schade dass es nicht geht. Aber sie reifen nach. Du wirst sehen.“

Ich erzählte von meiner Arbeit in der entfernten Stadt, von den Familien, um die ich mich kümmern musste; von der Hilflosigkeit der kleinen und großen Leute und vom Nutzen wie auch der häufigen Vergeblichkeit meiner Hilfe. Wir stellten die ersten zwei gefüllten Körbe zurück in die Schubkarre.



„Wirklich, du hilfst mir sehr.“

„Ich helfe dir, ja. Es ist gut, dass ich da bin“, sagte Klarissa.

„Morgen säe ich, Radieschen und Kerbel. Auch Spinat und Mangold muss man jetzt sähen. Auch Stängelkohl.“

„Ich helfe dir, wenn du sie säst. Auch wenn du sie erntest, helfe ich wieder.“

„Das ist nächsten Sommer...“

„Im nächsten Sommer, ja...“ Doch sie sann diesem Satz nicht nach.

Der dritte Korb war gefüllt. Die Schubkarre holperte ratternd zum Haus zurück.

„Willst du heute etwas Grießpudding essen? Auch Kirschkompott habe ich in der Küche stehen.“

Ich ging ihr voran in die Diele.

Sie hielt bei der Glasvitrine, hob Steine und Muscheln heraus, besah ihren Vogelstein mit den Flügelspitzen, besah ihren Zapfenzwilling; hob die Muscheln und das Meeresrauschen darin an ihr Ohr.

Wir besahen die beiden freien Zimmer im Haus - das kleine, Pfirsich-rosa gestrichene direkt neben der Küche; das verwinkelte gegenüber, das einen wollenen Teppich und drei altersehrwürdige Sessel besaß. Es war das Lesezimmer der Tante und es roch ein wenig nach vergilbtem Papier und Tabak. Klarissa öffnete den alten, klobigen Bauernschrank, sie fand ein paar Bildermappen und unter Lagen von Tüchern sogar eine Kiste mit Spielpuppen. Die Wahl war getroffen.

„Ich lege dir noch eine Matratze und ein paar Decken ins Zimmer.“

Wir setzten uns in die Küche und aßen den Grießpudding mit dem Kirschkompott. Sie leerte ihr Schälchen nur halb, die andere Hälfte wollte sie in ihr Zimmer mitnehmen, auch das Schinkenbrot und die Brombeersaftflasche, die erst zur Hälfte geleert war.

„Du kannst ein Bad nehmen“, sagte ich.

„Ja“, sagte Klarissa.

Wir traten wieder hinaus auf den Flur, zur Vitrine. Jetzt hatten wir es doch fast vergessen!

Sie griff in den Trägerlatz. Zog die Schachtel erneut aus dem Latzteil des Trägerröckchens, besah es andächtig und unschlüssig.

„Was ist das Geheimnis in dieser Schachtel?“ Ich trat leise ganz nah heran.

Es war Zeit, die Schachtel zu öffnen.

Ich bemerkte, dass in Klarissas Augäpfeln ein leises Zittern einsetzte. Tatsächlich - was dort halb verdeckt zwischen drei hellgrünen Blättern lag, reglos und starr, mit brauner, schrumpfliger Haut, erkannte ich jetzt ohne Zweifel als eine verpuppte Raupe.

„Eine Schmetterlingspuppe. Wo hast du sie her?“

„Tsch!“ machte Klarissa. Sie sprach flüsternd und wollte, dass auch ich im Anblick der schlafenden Raupe nur flüsterte. Sie deutete unbestimmt in Richtung der Anhöhe.

„Von dort? – Vielleicht ein Pfauenauge. Das sind die schönsten.“

„Das sind die schönsten, ja.“

„Doch auch ein Kohlweißling ist schön.“

„Ja. Weil jeder Schmetterling schön ist.“

Ihr Blick lag wieder versonnen auf der geöffneten Schachtel. „Er soll hier bleiben, in deiner Vitrine, bis er fortfliegen kann. Wir sehen ihm zu dabei.“

„Das werden wir tun – ja, hier an dieser Vitrine.“

Sie hatte mir die Schachtel überreicht, und ich senkte sie behutsam zwischen die Steine und Muscheln.

„Es ist schön, dass ich da bin. Du freust dich, ich weiß es“, sagte Klarissa. Sie fügte hinzu: „Du kannst mich später besuchen kommen in meinem Zimmer.“

„Ich komme, gewiss!

Wir sehen uns zur Fütterung? Später im Stall?“

Sie nickte.

Sie ging ihr Zimmer bewohnen.

Die Tür fiel ins Schloss.

Sie erschien nicht zur Zeit der Fütterung. Die Tür öffnend sah ich sie schlafend auf ihrer Matratze liegen.

Zwei Stunden später fand ich sie immer noch schlafend. Am Boden lagen zwei der Bildermappen aus dem Eichenschrank, auch die Kiste mit Spielpuppen hatte sie herausgenommen, einige Puppen lagen wohlgeordnet aufgereiht auf dem Teppich.

Ein erstes Abenddämmer senkte sich durch das Silbergrau der Gardinen, löste die Konturen der Schatten auf in ein sanftes Verschimmern.

Klarissa lag auf der Matratze, die rechte Schulter nach oben gerollt, der kleine Brusthügel hob und senkte sich in leisen beständigen Atemzügen, manchmal leicht zitternd. Ich nahm neben ihr Platz.

Meine Hand griff nach dem Halstuch, zog es, mit Vorsicht, nach oben. Keine Spur einer Wunde.

Klarissa blinzelte, schlug plötzlich die Augen auf, schnellte mit einem Ruck in die Höhe.

Ich streckte mich sitzend, gleichfalls ruckartig, auf. „Du bist zufrieden mit deinem Zimmer?“

Sie strich sich, noch benommen, die Haare aus dem Gesicht; nickte.

Ich lächelte sie an. „Du bist nicht zur Fütterung in den Stall gekommen.“

Ein betroffener Blick, fast schuldbewusst, sie wollte sich eilig erheben.

Ich hielt sie sanft an der Schulter fest. „Nicht nötig. Für heute ist alles getan.“

Abenddunkel strömte ins Zimmer. Ich blickte schweigend zum Fenster. Zunehmend spürte ich ihren mich ungeduldig musternden Blick.

„Klarissa - ich muss dich noch etwas fragen -“

Ich wartete. Das ruhige Lächeln, das ich ihr zuschickte, erhielt kein Echo aus ihrem Gesicht.

„Du musst mir noch vieles erzählen...“

Von dem anderen Mädchen...“

Sie hob erstaunt, ungläubig die Brauen.

„Ich weiß, sie ist bei dir. Und ich habe die Wunde in ihrem Nacken gesehen.“

Ungläubig zugespitzte Lippen.

„Ich kenne ihre Geschichte. Ich habe alles erfahren...

Die schrecklichen Dinge damals im Dorf.“

Ihre Augen wuchsen zu schmalen Schlitzzen zusammen.

„Sie ist bei dir. Ein paar Mal hast du es selber gesagt – auch wenn ich es zunächst nicht verstand.

Und noch immer verstehe ich vieles nicht...

Was wolltest du sagen mit deinem Satz: ‚Die Schlangen gehorchen euch? Sie folgen euren Gedanken?‘

Sie lächelte geheimnisvoll, weit nach innen.

„Welche Schlangen? Wovon hast du gesprochen?“

Unverändert dieses nach innen gekehrte Lächeln.

„Ich selbst habe eine gesehen, neulich im Stall.

Ich habe sie in meinem Schrecken zertreten, dort auf dem Boden.“

„Du hast sie zertreten?“ Verächtlich gespannte Lippen in ihrem Gesicht, ein Schimmer von Spott.

„Klarissa - man hat zweimal Schlangen auch in den Ställen der anderen Höfe gesehen. Die Tiere verhalten sich panisch. Einige sind verendet.

Du hast Giftschlangen auf die Gehöfte gebracht?“

Ein kaltes, ein schwarzes Lächeln. Das schmale Gesicht wuchs zusehends zu, wurde hart.

„Sie töten. Und das sollen sie auch.“

„Wie viele habt ihr hierher gebracht?“

„Viele. Sie sind überall auf den Höfen.“

Eine Mauer von Schatten um ihr Gesicht, sich weiter verdunkelnd zu flimmerndem Schwarz. Jetzt war sie um Jahre gealtert.

„Klarissa - die Tiere verenden unter Krämpfen und schrecklichen Schmerzen. Du kannst das nicht wollen - nicht wirklich!“

Ich nahm nun alle Kraft in den Klang meiner Stimme, alle Entschiedenheit. „Klarissa - wenn ihr die Menschen hier hasst - für alles, was sie euch angetan haben... Ich verstehe euch, ich verstehe euch gut - Und doch...“

„Sie sollen sterben! Die Tiere! Die Menschen! Alle!“

Schneidend und scharf diese Worte, ein unterdrückter vibrierender Schrei. Sie hielt die Fäuste vor die Zähne gepresst.

Ich wagte es jetzt. Dies hier war nicht mehr Klarissa.

„Warwara! Du kannst nichts gut machen von all dem geschehenen Unrecht - wenn du jetzt Schmerzen und Unglück zu den Menschen und Tieren zurückbringst...“

„Wir hassen sie. Und sie werden es büßen. Jetzt.“

„Warwara - ich verstehe dich. Verstehe deinen brennenden Hass.“

„Wir müssen sie hassen. Müssen Rache nehmen.“

Auch Mutter sagt es.“

„Eure Mutter?“

Auch sie ist - -?“

Keine Antwort.

„Warwara - ich helfe euch!“

„Du willst uns nicht helfen. Du willst allein unsere Schlangen.“

„Auch eure Schlangen, ja... Doch vor allem den Hass, euren Schmerz. Dieser Hass quält euch selbst.“

„Unser Hass ist schön. Unser Hass ist stark.“

Die Stimme blieb schneidend und kalt. Ein strömendes Gift.

„Auch Klarissa leidet Schmerzen durch dich.

Und sie kann es nicht einmal wirklich begreifen.“

„Du willst uns die Schlangen wegnehmen, ich weiß es.

Du willst allein unsere Schlangen...“

Die Stimme schwoll an, eine dröhnend angeschlagene Glocke.

„Wir sind stark, wenn wir hassen.

Unser Hass ist schön. Auch der Schmerz ist schön.“

Es gab kein Zurück - ich hatte mich entschieden, mit einer Toten zu sprechen. Ich verbannte das Zittern aus meiner Stimme.

„Wo kommen sie her, eure Schlangen? Wie viele sind es?“

„Zahllos. Sie sind immer neu. Ohne Ende.“

Der Ansatz eines Lachens, kalt, wieder dröhnend in einem doppelten Boden.

„Gib Klarissa frei. Sie hat ihr eigenes Leben.

Sie muss deinen Schmerz, deinen Hass nicht teilen.“

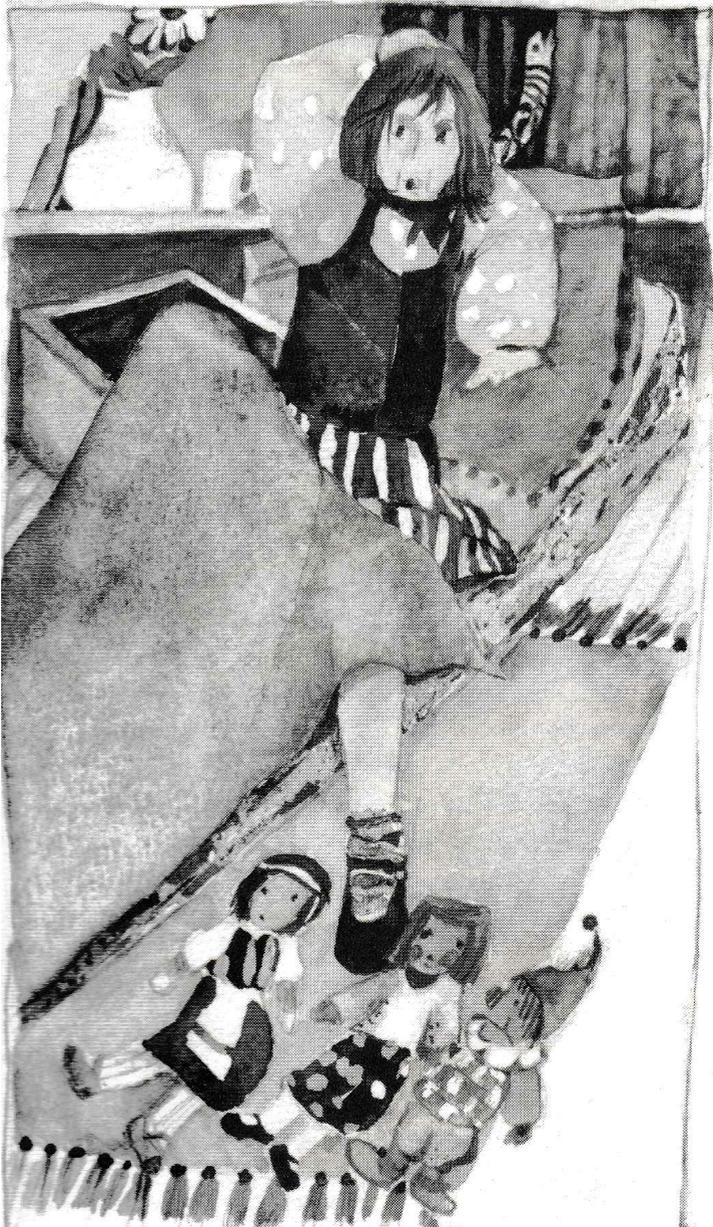
„Du willst sie mir stehlen.

Du willst uns die Schlangen stehlen.

Alles willst du uns wegnehmen.“

Es brach aus ihr hervor wie ein Schrei. „Wir haben sonst nichts. Wir haben nur unsere Schlangen.“

Ein Schütteln erfasste den Körper. Er rollte sich, wand sich auf der Matratze. Da geschah es erneut:



Etwas glitt aus der Nackengegend hinab. Ein gelblich schimmernder, sich windender Schlauch - eine Schlange. Mein Arm schnellte zurück.

Doch was war das? Das Gebilde glitt augenblicks-schnell zum Rand der Decke, unter die graue Matratze, verschwand darunter. Hatte sich von einer Sekunde zur anderen völlig verflüchtigt.

Es war, als schwankte das Zimmer im schwarzen Blitz eines schwarzen Traums. Keine Regung unterhalb der Matratze. Das Gebilde schien vollkommen aufgelöst.

Der Körper des Mädchens wand sich noch immer.

Ein Anfall spastischer Zuckungen, wie es schien. Ein Stöhnen, eine vibrierende Mischung aus Schmerzen und Lust.

Ich wartete. Fühlte ein leichtes Zucken im Arm, er wollte sich strecken, mit einer sanften Berührung der zuckenden Schulter Trost verschaffen. Ich spürte, er war nicht willkommen.

Der Körper wurde allmählich ruhiger. Die stoßartigen Wellen verebten.

Immer noch wartete ich.

Minuten vergingen.

„Klarissa?“

Meine Gedanken begannen, dieses kleine schützende Zelt der Zärtlichkeit um sie zu bauen.

Vollkommene Stille. Der Körper lag starr.

„Klarissa?“

Wieder schlief sie.

Ich ordnete die Decke auf ihrer Matratze.

Beugte mich über sie.

Ich spürte den dunklen Berg der Rätsel, der Fragen. Möglich, dass ich den Lösungen näher gekommen war: Lösungen, die immer noch neue Rätsel hervorbrechen ließen, ohne Rücksicht auf mein Begreifen und mein Fassungsvermögen; Antworten, die kaum in Ketten gelegt, hundertköpfig doch neue Fragen hervor spien.

Ein weiteres Geheimnis erwartete mich bald. Es lag im niedergebrannten Gehöft.

Nachtdunkel hatte zunehmend den Raum gefüllt, lag sanft und bergend auf Möbel und Gegenstände gebettet.

Klarissa! Meine Arme hoben sich sanft, ich ließ die gefühlte Liebe ganz in die Finger strömen. Doch sie malten das Ausmaß der Fürsorge mit einer schwebenden Bewegung nur in die Luft, es war besser, ihren Schlaf nicht stören.

Später, schon gegen Mitternacht, öffnete ich wieder die Tür.

Der kleine atmende Hügel befand sich nicht mehr auf der Matratze.

Klarissa war fort.

## 11

Wieder glitt ich in unruhigen Traumwellen durch den Schlaf.

Das Mädchen kam auf mich zu.

„Sie hat mir gesagt, sie wird fortgehen.

Jetzt hast du alles verdorben.“

Und mit heftiger klagender Stimme: „Sie wird fortgehen.

Du hast sie vertrieben.“

„Es ist gut...

Es ist gut, wenn sie geht.“

Ich streckte behutsam die Hand nach ihr aus.

Sie wich zurück.

„Sie hat gesagt, wenn sie geht, dann bin ich allein.

Dann kommt sie nie mehr zurück.“

Ihr Gesicht glänzte schmal, in Trauer.

„Du wirst nicht allein sein.“ Ich versuchte, sie mit Vorsicht an mich zu ziehen.

„Du wirst nicht allein sein. Ich verspreche es dir.“

Sie entwand sich, wich seitwärts aus.

Trauer strömte von ihrem Gesicht, hüllte es zunehmend ein.

Schließlich verschwand sie darin.

Wenig später bemerkte ich sie erneut.

„Du sagst, du hast eine Schlange zertreten im Stall.“  
Das leise, das klirrende Lachen „Sie war nicht tot.  
Man kann sie nicht töten. Nicht diese.“

Klarissa - sie sprach nicht allein. Diesmal war es gewiss. Ein zweiter Klang vibrierte in dieser Stimme, durch sie hindurch.

Warum hatte ich es nicht vorher, nicht längst bemerkt?

Eine Botschaft klang darin mit: eine unmissverständliche Drohung. Es war, als streckte sich eine geballte Faust auf mich zu.

Alle Vernichtung schien möglich darin, gnadenlos.

Etwas zersprang in diesem Moment. Ein Geräusch wie klirrendes Glas.

Stille.

Auch das Lachen hatte jetzt erneut einen zweiten Boden: ein Klagen, ein Wimmern darin, sich langsam in eine unbestimmte Ferne verflüchtigend.

Dann endlich Stille.

Klarissa winkte.

Wie eine scheue Wolke, die hinter einem fernen Gipfel hervor trieb.

Plötzlich stand sie im Tor des Gehöfts.

„Ich werde dir alles zeigen.

Meine Schlangen.

Und die Schlangen Warwaras. Die kennst du schon.“

„Die Schlangen Warwaras - und deine -?“

„Ich zeige sie dir.

Morgen noch nicht. Nicht morgen. Doch bald.“

Kein deutliches Bild. Nur die Bewegung strömender Schatten, durchzittert von fremden Lauten, verworrenen, dunklen, nicht zu entziffernden.

Ich befand mich erneut auf dem Innenhof. Das Mädchen kam mir vom Hoftor entgegen, ich bemerkte das Leuchten einer Erwartung, das sie umgab. Unter dem Dach der Kastanie trafen wir schließlich zusammen.

Ein erwartungsvoller, ein sehnsuchtsvoll auf mich gerichteter Blick.

Er ging über in diesen unwiderstehlichen, fast rauschhaften Sog - ein magischer Kreis, der uns plötzlich umschloss, Zentimeter um Zentimeter zog er uns näher zusammen, wieder hatte der kleine Körper zu leuchten begonnen, Wärme strömte heraus - in Fülle, es strömte aus mir zurück.

Ein Rausch, ein heftiges Glück. Ich hätte sie nie mehr loslassen wollen. Doch wenige Augenblicke darauf war sie aufgelöst.

Es blieb dieser Schein von Helle. -

Ich blinzelte in den neuen Morgen. Er senkte ein blaues Stück Himmel ins Fenster.

Ich fühlte mich wie nach einer in nächtlicher Mühe vollbrachten Arbeit, doch ich war nicht erschöpft, die getane Arbeit versank, abgeschlossen mit einem leisen Glanz von Zufriedenheit.

Der Vormittag, der Mittag verstrich.

Früher Nachmittag. Klarissa saß wieder am kleinen Teich, tauchte die Beine ins Wasser, manchmal die Arme, ließ kleine Schaumkronen aufwirbeln.

Ein früher blauer Augusttag mit schwereloser, flimmernder Luft. Die Bäume und Sträucher, die

Ähren der Felder standen gebadet in Licht, mit leisem, wie angehaltenem Atem, in wehendem Grün und Gold.

Der Sommer war spät gekommen in diesem Jahr. Jetzt aber hatte er plötzlich einige glühende Tage über das Land geworfen, der alles Wachsende in eine fast hastige Reife trieb.

Klarissa erhob sich. Mit kleinen Schritten kam sie zum Hof.

„Ich wohne heut wieder bei dir.

Auch am Abend. Auch wieder ein Stück von der Nacht.“

„Gern“, sagte ich. „Wann immer du willst.“

Sie zupfte wieder am Zaun des Geheges. „Du hast schon auf mich gewartet, nicht wahr? Du freust dich, dass ich endlich gekommen bin.“

„Ja! Sehr freue ich mich.“

Noch ein paar weitere Tiere grasten heute im Freien: die beiden Kälbchen, drei Kühe, der Bulle, vorsorglich an einem Pflock festgebunden.

„Gestern warst du auf einmal fort..“

„Gestern, ja. Meine Kaninchen und...“ Sie sprach nicht weiter.

Sie begrüßte die Böckchen, dann die zwei Kälbchen, beiden streckte sie ein paar selbstgerupfte Gräser entgegen.

„Wir säen heute, hast du gesagt.“

„Ja. Die Radieschen. Und den Spinat. Auch die Frühjahrszwiebeln und den Stängelkohl können wir aussähen.“

Ich holte die bereitgestellten Tütchen mit den Samensorten, zwei davon gab ich Klarissa. „Man muss sie ganz gleichmäßig aussäen.“ Das begriff sie sofort, manchmal sah ich sie anhalten und einige wenige Samenkrümel wie eine Brise Salz nochmals auf eine Stelle am Boden verteilen, oder sie bückte sich und verrührte die Samen auf den Erdschollen mit der Hand, einmal nahm sie einige wieder hoch, um sie an einem anderen Platz abzulegen.

Plötzlich, eine Strähne aus dem Gesicht streichend, sah sie mich an. „Und sie liegen den ganzen Winter unter der Erde?“

„Den ganzen Winter. Auch für mich ist es immer wieder ein Rätsel, wie sie das heil überstehen. Wie sie die ganzen kalten Wintermonate dort liegen und nicht erfrieren.“

Der Stängelkohl war ausgesät, auf den Nebenreihen der Spinat und das Mangold, zuletzt die Radieschen.

„Du hast es wie immer sehr gut gemacht“, sagte ich. „Wenn du Hunger hast, hole dir wieder was aus der Küche.“

Sie nickte. Klopfte sich den Sand von den Händen.

„Deine Schmetterlingspuppe -“, sagte ich, „ich habe sie heute Morgen in ein Glas umgesetzt, damit wir sie wirklich beobachten können, wenn etwas geschieht.“

„Es ist deine“, sagte Klarissa.

„Hast du es schon einmal beobachtet - wie sie aus ihrer Puppe herausschlüpfen?“

„Du?“ fragte Klarissa.

„Wie lange schon hast du sie bei dir gehabt, die Puppe?“

„Ein paar Tage, vier oder fünf.“

„Wann meinst du, dass er schlüpfen wird?“

„Wann glaubst du?“ fragte Klarissa.

Mit einem Schinkenbrot kam sie kurz darauf aus dem Haus zurück, in der anderen Hand wieder das Segelschiff. Sie wies in Richtung des kleinen sonnen-glitzernden Wasserlochs. Dann lief sie los.

Eine Stunde ließ sie das Boot treiben, spielte mit Zweigen und Blättern, tauchte Zehen und Füße ins silberne Wasser.

Sie stellte das Boot zum Trocknen am Gehege-Zaun ab. Unter dem breiten Dach der Kastanie trafen wir wieder zusammen.

Wir standen zwei Schritte voneinander entfernt, sie kam nochmals näher und meine Hand setzte sanft, noch fragend zum Flug an, fühlte den seidenen Glanz der Haare voraus, diesen gedachten Landeplatz einer plötzlich unbezwinglichen Zärtlichkeit.

Ich griff ihren Kopf, den Hals, unaufhaltsam, wie schwerelos trieben Arme und Schultern einander entgegen, sicher geführt im natürlich gefühlten inneren Sog. Jetzt umschlangen wir uns, Gesicht tippte sanft an Gesicht, Klarissa wippte leicht mit den Füßen, ich wiegte sie, nein, es wiegte uns beide - eine uns hell umschließende Glocke von Glück.

„Es ist schön, dass ich wieder gekommen bin“, sagte Klarissa.

„Du liebst mich. Ich weiß es.“

„Du weißt es, ja. Wir wissen es beide.

Du kannst kommen, wann immer du willst.“

Die Luft der frühen Abendstunde war immer noch warm und glitzernd von Licht.

„Morgen hilfst du mir wieder beim Ernten.

Alles reift jetzt. Alles sammelt die warme Augustsonne ein.

Damit wir sie später im Essen haben - im Obst, im Gemüse.“

„Dafür gibt es den Sommer“, sagte Klarissa.

Es war Zeit, das Vieh zurück in die Ställe zu treiben.

„Du hilfst mir?“

Klarissa führte die Kälbchen in ihre Gatter zurück, ich die Kühe, den Ochsen.

Wir besorgten die Fütterung in den Ställen.

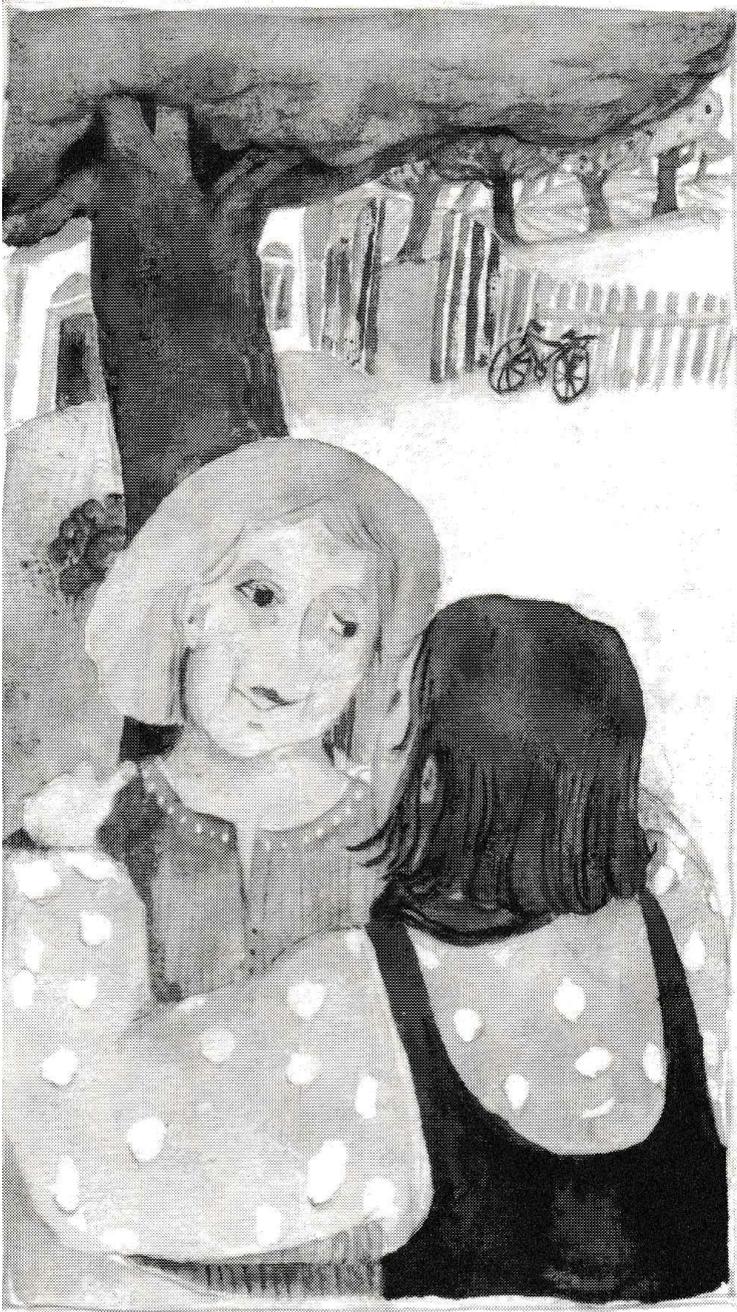
Nach dem Abendessen ging sie wieder „ihr Zimmer bewohnen“.

Ich stand vor der Glasvitrine, hob das Glas mit Vorsicht heraus. Starr, runzlig und braun lag das daumengroße Geschöpf dort zwischen den drei allmählich welkenden Blättern, ohne ein Lebenszeichen.

Ich hielt das Glas an mein Ohr, horchte lange. Legte mein Hören suchend und angespannt um die nahe Lautlosigkeit dieses Schmetterlingstraums.

Die Puppe war ohne Lebenszeichen.

Doch ich wusste: ich war nicht geübt im Lauschen auf Schmetterlingsträume.



## 12

Ich ging sie in ihrem Zimmer besuchen, später am Abend, wie es verabredet war.

Sie hatte die Kiste mit den Puppen ganz ausgeräumt, sämtliche Puppen lagen in einer Reihe ordentlich über den Teppich verteilt. Auch die zweite Kiste stand neben ihrer Matratze, die mit den Bildmappen, nun ebenfalls leergeräumt.

Ich wusste gut vom Inhalt der Kisten. Als kleines Mädchen hatte ich mit den Eltern und Geschwistern zusammen die Tante mehrmals für ein paar Tage besucht. Dann hatten sich diese Kisten geöffnet, und die Puppen waren vor erwartungsvollen Kinderaugen zu knisterndem Leben erwacht. Jetzt schien es, dass sie bereits seit Jahren in den Schlaf von Papier-tüten, Staub und Vergessen versunken waren.

Wir reichten uns alles abwechselnd zu: die Landschaftskulissen aus Transparenten und Scherenschnitten, die Stubenkulissen mit tatsächlichen Möbeln, kleinen Stühlen und Tischen; die Geräuschemacher, Triangel, Glockenspiel, Trillerpfeifen und Donnerblech; und natürlich gab es den hölzernen Bühnenrahmen mit Vorhang.

Sie wollte die Puppen nochmals ordnen: nach männlichen und nach weiblichen, nach alten und jungen, nach guten und bösen. Wir rückten den Tisch heran, jeder griffen wir eine Puppe, ließen sie auf und ab spazieren, sich verbeugen und grüßen.

Im Großen und Ganzen war es nicht schwierig. Die Puppen schlugen die Hand vor die Stirn, wiegten fragend den Kopf, niesten, sprangen ein Stück in die Luft, tanzten und lachten oder kicherten nur. Manche besaßen eine besondere eigene Eleganz und Possierlichkeit, einige waren nur schrullig.

Auch Tiere gab es: drei Vögel, eine Katze, einen Fuchs, einen Bären; die Vögel beinahe so groß wie der Bär, mit wirklich beweglichen Flügeln.

Wir stellten den Holzrahmen auf, hängten abwechselnd die verschiedenen Kulissen hinein. Klarissa besah sie von vorn, dann wieder von hinter der Bühne. Gelegentlich klatschte sie sanft in die Hände, manchmal spannte sie streng die Lippen.

„Für wen spielen wir?“ fragte ich.

„Für wen spielen wir?“ fragte Klarissa.

Dann sagte sie: „Die Puppen spielen für die anderen Puppen.“

Sie setzte jeweils drei Puppen in beide Sessel.

„Was spielen Wir?“ fragte sie.

„Was spielen wir, ja...“ sagte ich. Jetzt hatte ich einen Einfall: „Ich lese eine Geschichte aus einem der Bücher vor. So hat es auch meine Tante immer gemacht.“

Ich entdeckte einen alten Frisierspiegel neben den Fenstern und wir drehten ihn jetzt genau auf uns zu.

„Das ist gut“, sagte Klarissa. „Jetzt spielen wir auch für den Spiegel.“

„Du suchst die Geschichte aus“, sagte ich.

„Ja.“ Sie griff eines der Bücher, schloss fest beide Augen und schlug es auf.

Wir begannen die „Geschichte vom silbernen Vogel“ zu spielen.

„Es ist eine gute Geschichte“, sagte Klarissa in einer Pause.

Wir spielten die „Geschichte vom Mädchen aus dem gläsernen Tal“. Alles genauso wie ich es vorlas.

Dann War sie müde.

„Jetzt will ich wieder allein sein.“

Ich umarmte sie sanft. Verließ das Zimmer.

Vor dem Zubettgehen hörte ich Schritte. Sie entfernten sich auf den Hof, zum Ausgangstor.

Klarissa.

Ich folgte ihr durch die Dunkelheit. Sie sah sich nicht um.

Wir betraten die Landstraße. Schlugen den Weg ein zum Birkenwäldchen am Dorfrand. ich folgte ihr noch immer im Abstand von fünfzig Metern. Kein einziges Mal blickte sie hinter sich.

Ohne Zweifel: Sie ging zum niedergebrannten Gehöft.

Sie verschwand durch die verkohlten Pfosten der Eingangstür. Ihr folgend betrat ich eine schmale Treppe mit Eisenplatten, die in einen Kellergang führte.

Eine spaltweit offene rostige Eisentür. Dahinter das flackernde Licht einer Kerze. Klarissa befand sich bei den zwei ebenerdigen Fenstern. Sie kniete, mir den Rücken zukehrend, vor einem Korb, von dem sie den Deckel entfernt hatte und hob etwas heraus.

Ich bemerkte zuerst den Schatten an der Mauer schräg hinter ihr: Von ihrem ausgestreckten Arm hing ein schlauchartiges Gebilde herab, jetzt bewegte es sich.

Eine Schlange, ganz ohne Frage. Ich sah es mit meinen Augen, ich träumte nicht. Der Umfang nur daumendick, die Länge etwa ein Dreiviertel Meter. Ein zweiter Schlangenkopf streckte sich aus dem Korb. Ich trat näher. Die Augen der Tiere blinzelten scheinbar träge im flackernden Licht, dann, im Wechsel einer Sekunde, war es ein hellwaches Blitzen, eines der aufgerissenen Mäuler ließ eine glitzernde Zunge nach vorn schnellen.

Die zweite Schlange war kleiner, kaum einen halben Meter.

Dies war kein Traum.

Klarissa wandte sich plötzlich um. Sie war kaum erstaunt, mich zu sehen. Sie hatte die kleinere Schlange gegriffen und nach einer Pause sagte sie ruhig: „Sie war ganz klein. Sie war gerade erst ein paar Tage aus ihrem Ei geschlüpft, als ich sie fand...“

Es sind die zwei letzten.“

Auch die zweite Schlange legte sie sich um den Arm – ein ruhig gestreckter Baum-Ast, auf dem der schmale, funkelnde Körper einen Moment wie willenlos baumelte. Die erste Schlange ringelte sich um ihren Hals.

Klarissa stieß leise Schnalzlaute aus. Es schien, als sei ihr der Umgang mit Schlangen seit Jahren vertraut. Kein Zug von Ängstlichkeit auf ihrem Gesicht. Beide Schlangen umringelten nun ihren Nacken.

Die Häute reflektierten das Licht in hundertfarbigen Brechungen, immer wieder blitzte ein stechender Strahl aus den bernsteinfarbenen Augen hervor. Klarissa schnalzte, hielt beide Arme gestreckt, die größere Schlange glitt bis an die Hand, dann wieder zurück zum Hals, jede umringelte jede, bedächtig, fast majestätisch - selbst in der raschen Bewegung, mit glitzerndem Leib.

„Wie viele hast du hergebracht?“

„Sechs“

„Und die anderen hast du bei den Gehöften ausgesetzt?“

Sie senkte den Kopf - vielleicht ein Nicken, in jedem Fall kein Bestreiten.

„Drei waren noch klein. Ich folgte der Spur zum Nest. Die Mutter war tot, überfahren.“

Klarissa bückte sich etwas, ließ die Schlangen nacheinander auf den Boden gleiten.

Ich wich einen Schritt zurück. „Du hast hier im Keller gewohnt? zusammen mit deinen Schlangen?“

„Manchmal im Keller. Manchmal oben im Haus, im Schuppen.“

Die Schlangen suchten sich ringelnd ihren Weg über den schwarzen Steinboden. Ich trat nochmals zurück.

Klarissa kauerte auf der Erde, streckte die Hand aus, schnalzte. Die größere der Schlangen wendete nun, glitt genau auf sie zu.

Ich erkannte das gelbe Kreuz auf den Köpfen. „Es sind Kreuzottern. Wirkliche Giftschlagen!

Du bist ganz sicher, sie beißen dich nicht?“

„Nicht mich.

Ich bin ihre Mutter inzwischen.

Ich bringe ihnen zu essen.“

Klarissa ließ die Schlange wieder den Arm erklettern.

„Lass diese zwei letzten ebenfalls frei“, sagte ich.  
„Doch nicht bei den Höfen.

Du wirst sie gewiss nicht mehr auf die Höfe bringen?“

„Du hast meine Schlangen gesehen“, sagte Klarissa.  
„Ich wollte, dass du sie siehst. Jetzt frage nichts mehr.“

Sie hockte unverändert am Boden. Auch die kleinere Schlange war wieder auf ihre Hand gekrochen.

„Heute bleibe ich wieder bei ihnen.

Es ist wieder die Nacht. Die Nacht zusammen mit meinen Schlangen.“

„Du willst hier im Keller bleiben?“

„Diese Nacht.

Es ist auch gut: Ich kann alles mit ihnen besprechen.“

„Besprechen? Mit deinen Schlangen?“

Ganz offensichtlich wollte sie, dass ich jetzt ging.

Ich trat zur Tür. Blickte noch einmal zurück.

Die Schlangenkörper funkelten um sie im flackernden Kerzenlicht. Sie hielt zwei Finger abgepreizt: ein Zauberstab, die Insignien ihrer Beschwörungskraft.

So widersinnig es mir noch eben erschien, sie allein hier im Keller zu lassen - das Bild sagte klar: Geh! du gehörst nicht dazu. Du kannst nicht bleiben.

Ich bewegte mich langsam ins Freie, immer zurücklauschend, ob sie nicht folgen würde.

Sie kam nicht. Mit schweren Schritten ging ich die Landstraße heim.

## 13

Ich fiel in Schlaf.

Im Morgengrauen klopfte es an mein Fenster.

Klarissa. Ich solle ihr rasch nach draußen folgen.

Sie führte mich hinter den Stall eines nahen Gehöfts. Bückte sich, scharrrte etwas Laub und Geäst an die Seite. Ein Anblick, der mich erstarren ließ: eine Erdkuhle - durchringelt von schmalen, sich windenden, glitzernden Schlangenkörpern.

Zuunterst eine größere Schlange, von fast doppelter Armlänge, mit grün und bläulich gemustertem Kopf, blinkendem Augengelb. Die kleineren, vier oder fünf, unterarmlang, tanzten um ihren Leib.

Klarissa senkte die Hand auf wenige Zentimeter über die Schlangen, bewegte sie einmal wie tastend im Kreis.

„Jetzt sieh, was ich mache!“

Sie blieb ruhig über die Schlangen gebeugt, zog mich näher heran, in keiner Erwartung von Widerspruch, gar Verweigerung.

Schulter lehnte an Schulter, sie griff meine Hand, ich erkannte wieder den kleinen Blitz der Beglü-



ckung auf ihrem Gesicht, ein Leuchten, das mehr und mehr ihre ganze Gestalt zu umglühen begann.

Klarissa senkte die Hand auf den Nacken der größeren Schlange, strich mehrmals darüber, die blinkenden Augen zogen sich leicht zu schmaleren Schlitzen zusammen, es schien ein Behagen zu sein, der etwas gestreckte Kopf glitt ganz auf den Boden zurück, der glitzernde Schlangenleib wurde ruhig, nach und nach vollkommen starr.

„Man muss sie in Schlaf streicheln“, sagte Klarissa.

Sie zog die Schlange jetzt aus der Erdkühle hoch. Wie leblos, nur noch ein Stückchen glitzernder Schlauch, hing sie hinab auf den Boden, auch schien sie geschrumpft.

„Sie beißt nicht mehr. Sie liegt jetzt in Schlaf, ganz tief.“

Sie wiederholte den Vorgang bei allen anderen Tieren. Alle lagen sie plötzlich friedlich in Schlaf.

Ich schreckte auf meinem Bett in die Höhe.

Ich trat auf den Hof.

Der Himmel war klar, von funkelnden Sternenbahnen durchzogen, ein mondloses samtenes Dämmer bedeckte die Felder.

Kein Laut.

Ich hockte mich, in eine Decke gehüllt, bei der Kastanie nieder.

Klarissa stand vor mir.

„Wir müssen noch zu den anderen Ställen.“

Ungeduldig zog sie mich auf den Weg.

Ich kniete bei ihr, wie sie es wollte, aufs Neue vor uns ein Schlangennest. Wir lehnten uns aneinander, fühlten den sanften Wirbel der Wärme, der unsere Schultern erfasste, bis in die Arme glühend.

Sie streckte die Hand vor, in konzentriertem, eifrigem Ernst.

Legte einen Finger ruhig auf den glitzernden Nacken, strich darüber, der schmale, sich windende Körper kam schließlich zur Ruhe, der Kopf glitt nach vom, dann lag er reglos, erstarrt.

„Man muss sie müde streicheln, bis sie in Schlaf fallen“, sagte sie wieder.

„Doch ich kann es nur zusammen mit dir.“

Die zweite Schlange fiel unter ihren streichelnden Fingern in Schlaf.

„Weil meine Hand ganz warm sein muss, wenn sie streichelt.“

Nur eine Streichelhand kann es tun.“

Erneut wiederholte sie den Vorgang bei allen anderen Tieren; auch die letzte Schlange lag schließlich in Schlaf.

Später befanden wir uns auf dem Weg zum Wald.

Mehr als ein halbes Dutzend Höfe hatten wir aufgesucht.

Klarissa hatte sämtliche Schlangen, Stück für Stück, in eine große Decke gesammelt.

„Was geschieht jetzt mit ihnen?“ fragte ich sie.

„Sie schlafen. Schlafen jetzt, bis sie sterben. Bis sie zerfallen.“

„Warwara - wo ist sie-7“

„Wo sie immer ist.“

„Sie spricht noch mit dir?“

Klarissa gab keine Antwort.

„Sie weiß nicht, wo sie hingehen soll“, sagte sie dann.

Wir schüttelten die Decke auf dem Waldboden aus. Die reglosen Schläuche fielen vor uns ins Gras, einige fast schon ausgebleicht.

„Wir sollten jetzt feiern“, sagte ich, „feiern, dass alles geschafft ist.“

„Ja. Feiern“, sagte Klarissa.

Wieder schreckte ich auf, immer noch am Boden vor der Kastanie kauern.

Der Himmel begann bereits hell zu werden. Im Osten war er schon sternenlos, lag rötlich schimmernd über den Hügel- und Wälderketten am Horizont. Ein Morgen wie Glas, von zerbrechlicher Klarheit. Ich atmete tief.

Erst am Nachmittag kam sie wieder zum Haus, vom kleinen silbern funkelnden Wasserloch auf der Weide.

Ich bemerkte den Glanz der Erwartung in ihren Blicken, sie kam ganz nahe und ich griff ihre Schultern, zog sie an meine, baute dieses Zelt der Wärme um sie, bis ich Klarissa in ihrer kleinen Beglückung aufglühen fühlte, es rann warm durch uns beide hindurch, füllte die Anne, die Beine, strömte in hellen Rinnsalen bis in die Finger, die Zehen. Es war der bekannte Sog, der uns zusammenband, die blitzhafte

Freude, die Arme, die Finger, die Haare, alles umschmiegte, umarmte alles.

„Du liebst mich. Ich weiß es“, sagte Klarissa.

Der klare Augusttag lag golden und duftend, uferlos über der Erde.

„Du liebst mich. Du freust dich, dass ich gekommen bin“, sagte Klarissa.

Es wiegte uns diese helle Glocke von Glück.

„Du erntest wieder?“ Sie warf einen Blick auf die Schubkarre, die Körbe darin.

„Ja. Stangenbohnen und Weißkohl. Auch wieder Tomaten.“

Wir hatten uns sanft gelöst.

Ich lud einen weiteren Korb in die Karre.

Sie summte fortwährend ein Lied vor sich hin. eine wechselnd leichte, dann wieder schwermütige Melodie mit sonderbaren Modulationen.

„Was ist es?“

Ein Zigeunerlied? Es klingt etwas traurig.“

„Ein Zigeunerlied“, sagte Klarissa. „Ein Lied vom Sommer.“

Wenn er zu Ende geht.“

„Woher hast du es? Von deiner Familie?“

„Von meiner Familie, ja.“

„Du weißt, wie du den Weg zu ihnen wieder zurück finden kannst?“

Sie nickte.

„Heute bin ich bei dir“, sagte sie dann.

„Die ersten Zugvögel vom Norden habe ich schon gesehen“, sagte ich. „Gestern zwei Mauersegler, die über dem Haus kreisten und dann nach Süden ver-

schwanden. Sie spüren schon, dass der Sommer vorübergeht.“

„Der Sommer - der kommt immer zurück“, sagte Klarissa.

Wir fuhren die vollen Körbe zum Scheunentor.

„Was hast du mit deinen Schlangen besprochen?“

„Sie sind jetzt im Wald.

Und sie werden auch die vier übrigen Schlangen holen.“

„Und die anderen Schlangen - die Schlangen Warwaras?“

Sie lächelte, tief nach innen.

„Alle sind sie fort von den Höfen...“

Du wolltest es so. Ich weiß es.“

„Ich wollte es, ja. Du hast es richtig verstanden. Du hast es richtig gemacht.“

Wir besorgten die Fütterung im Stall.

Anschließend wässerte ich mit dem Schlauch das schmale Blumenbeet vor dem Haus, die Astern, die Stiefmütterchen, die Stockrosen. Sie hockte wieder am Boden an meiner Seite.

Viele Minuten vergingen.

„Warwara - wo ist sie? Du hörst sie noch sprechen?“

Sie schüttelte den Kopf.

Ihr Blick war in die kleine Wasserfontäne versunken, den Prismen-schimmernden Schleier darunter.

„Sie haben lange warten müssen, die Blumen, den ganzen Tag“, sagte ich. „Aber man kann sie erst in der Abendzeit wässern. Wenn man sie in der Mittagsglut gießt, dann verbrennt man sie: Jeder Was-

sertropfen ist dann wie ein Brennglas auf ihren Blättern.“

Wieder verstrich fast eine Minute.

„Das weißt du alles sehr gut“, sagte Klarissa.

„Warwara - ganz gewiss ist sie fort?“

„Fort“, sagte sie.

Und sie fügte hinzu: „Sie sagte zuletzt: sie geht jetzt Vater suchen. Mutter ist böse mit ihr.“

„Mutter ist böse - ?“

„Mutter ist streng. Mutter ist böse. Doch sie hat jetzt Mutter verlassen.“

In ihren Augen glimmte ein fernes Licht.

„So wie sie auch mich jetzt verlassen hat. Für immer.“

Das Licht in ihren Augen rückte nochmals in weite Ferne.

„Sie hat begriffen...“ sagte ich leise.

„Es ist gut so. wie es nun ist.“

Ich sagte: „Du hast deine Familie - bei den Zigeunern. Du wirst zurückkehren. Dann bist du nicht mehr allein.“

„Nein, nicht allein“. sagte Klarissa.

Ihre Blicke kreisten im Prismen-schimmernden Licht der Fontäne.

„Jetzt bin ich bei dir. Auch bei dir bin ich nicht allein.“

Plötzlich erhob sie sich. „Ich will nach der Schmetterlingspuppe gucken.“ Sie verschwand ins Haus.

Zur Zeit der Fütterung klopfte ich an ihre Tür.

Kein Laut von innen.

Wieder lag sie schlafend auf ihrer Matratze.

## 14

Der Abend glühte über den Hügeln aus.

Mehrmals schien es, dass ein Gewitter heraufziehen wollte.

Aber der Himmel klarte jedes Mal wieder auf. Nur ein dunkel brausender Wind blieb auf den Feldern zurück, in Giebeln und Baumkronen, mit hundertstimmigem, orgelndem Laut, schüttelte, wiegte die weiten Ährenreihen und Buschinseln.

Ich brach auf, durchstriefte die nahen und fernerer Feldwege, die Luft schien durchzogen von heimlichen Lichtadem, ein Gewitter, das lautlos aus einem ungesehenen Raum, nur scheinbar ungeschehen, die Atmosphäre durchtrieb. Die Hügel und Felder schwankten unter dem singenden, gurgelnden Wind, unter Heeren urwüchsiger Nachtlaute, aber es waren vielleicht nur die tausend Rätsel der Welt, die ungebändigt den Raum der Erde durchbrachen in dieser heftig strömenden Spätsommernacht.

Gegen Mitternacht wurde es ruhiger, ein kupferfarbener Mond, eben im Untergehen, regierte den westlichen Nachthimmel. Bäume und Sträucher standen umgossen von kupfersilbrigen Lichtwellen - fast lautlos geworden, die weiten Talflächen, wachsend gefüllt mit sich dehnenden Nebellachen, wurden das Bett eines breiten, friedlich rauschenden Stroms aus milchigem Licht.

Ich schlug den Weg zurück zum Gehöft ein.

Zweimal merkte ich jetzt, ich war nicht allein in der späten Nachtstunde. Ein offensichtlich verliebtes Paar durchstreifte die Felder, in der Entfernung von hundert Metern sah ich die beiden eng aneinander gelehnt durch die Kornreihen wandern, immer wieder hielten sie an, die ineinander verschränkten Hände ein Stück in die Höhe ziehend - versanken in eine lange Umarmung.

Dann gingen sie weiter, wie gleitend, ohne ein Wippen sichtbarer Schritte, die ineinander geschobenen Rücken nur wie ein breites Segel gegen den streifenden Nachtwind gelehnt, der sie weitertrieb.

Eine Wegstrecke lang verlor ich die zwei aus den Augen, dann, als ich eben die Weidensträucher am Wasserloch hinter mir ließ, sah ich sie wieder, immer noch wie sonderbar gleitend, Rücken an Rücken gelehnt, im Nachtwind treibend. Sie verhielten nur noch einmal den Schritt - mit Erstaunen sah ich die beiden jetzt in Richtung der nahen Anhöhe aufbrechen, dann zwischen der Erlenreihe verschwinden.

Die Müdigkeit hatte mich eingeholt, so folgte ich nicht.

Alles war schon in das grelle Glänzen der Morgensonne getaucht, der Hof von schreienden Lauten erfüllt, als ich mich wieder erhob.

Klarissa war nicht mehr im Haus.

In der späten Nachmittagszeit ging ich hinüber zum Haus auf der Anhöhe.

Die Frau saß am Tisch, sie winkte mich freundlich heran.

„Klarissa - ist sie hier aufgetaucht?“ fragte ich.

„Am Mittag war sie zum Essen hier in der Küche. Sie schläft jetzt im Schuppen, bei ihren Kaninchen.“

Die Frau rückte mir den Gartenstuhl zu, eine wortlose Aufforderung Platz zu nehmen. Es war, als gelte es, eine bereits getroffene Verabredung einzuhalten.

„Mein Bericht vor wenigen Tagen hat Sie bestürzt“, sagte die Frau. „Vor allem als ich vom Tod Warwaras erzählte. Ich sah Ihre Betroffenheit und Verwirrung.“

„Ein Zustand, an den ich mich nach und nach zu gewöhnen beginne. Jeden Tag, und an allen weiteren Tagen.“

Die Frau wiegte lächelnd den Kopf; sammelte dann sichtbar ihre Gedanken.

„Klarissa hat sich unglaublich verändert.

So leicht, so unbeschwert wie heute Morgen habe ich sie noch niemals gesehen.“

Mich traf ihr Blick wie der Schein einer freundlich wärmenden Abendsonne.

Die Frau fuhr fort: „Ich hatte es heimlich vermutet, als das Mädchen hier auftauchte - dies könne die Schwester Warwaras, dies könne Klarissa sein. Im Augenblick als Sie den Namen sagten, war es für mich gewiss.“

Wir schwiegen einen Moment.

„Sie waren die einzige, der sie ihren Namen schließlich anvertraute“, sagte die Frau. „Sie haben etwas an dem Mädchen bewirkt, das mir wie ein Wunder erscheint...“

Was ist geschehen?“

„Wenn ich dies selbst mit Sicherheit wüsste...“

Ich habe die Zumutung angenommen, alles für wirklich zu halten, was Sie mir neulich erzählten. Und was ich gelegentlich selbst gesehen hatte. Auch wenn es mich anfangs entsetzte und beinahe um den Verstand brachte.

Es hat mir geholfen, das Mädchen nach und nach zu verstehen. Das Mädchen zu lieben. Es hat mir geholfen, sein Herz zu öffnen.“

„Sie hat es Ihnen geöffnet.“

Auch ich hätte dafür bereit gestanden. Gewiss auch mein Mann.

Doch sie selbst hat es anders entschieden.“

Die Frau schickte wieder ein helles Lächeln über den Tisch.

„Die Wahl fiel auf Sie. Nehmen Sie es mit Freude und Stolz zur Kenntnis. Es ist wie mit der Frage, warum wir uns in einen Menschen verlieben - einen bestimmten, nicht jeden.“

Ich selber bemerkte schließlich mit großer Erleichterung, was geschah: wie sie nach und nach diesen Zustand zurückließ, in dem sie wie in einer schwarzen Wolke gefangen war. Ich habe es klar gesehen.“

Wieder das helle Lächeln „Sie müssen ihr etwas gegeben haben, das ihr niemand sonst geben konnte: die Bedingungslosigkeit einer Liebe, die vielleicht

das einzige war, was ihren Zustand verändern konnte.“

Erneut eine Stille. Ein Schweigen, das doch immer noch unter Fragen vibrierte, das wie berstend gefüllt davon war. Wieder spürte ich jenen Abgrund sich unter mir öffnen, der meinen Blick über Tage gebannt hatte, spürte meinen Pendelflug zwischen Furcht und Faszination, den Zustand hellwacher Ohnmacht. Keineswegs war er schon überwunden, wie ich geglaubt hatte.

„Sie ist nicht allein gekommen. Sie hatten es richtig gesagt.

Jetzt ist sie allein.“

„Warwara ist nicht mehr bei ihr?“

„Das erklärte sie, ja... Warwara ist gegangen.

Und auch die Schlangen sind fort...“

Konnte ich meine Fragen überhaupt aussprechen, dann war es hier und vor dieser Frau.

„Es bleibt dieses Rätsel für mich -“, sagte ich „die Schlangen...“

Klarissa - sie sprach von ihren Schlangen, den eigenen - und den Schlangen Warwaras.

Es sind nicht dieselben... Ich habe inzwischen die Schlangen Klarissas gesehen.“

„Klarissa? Sie hatte tatsächliche Schlangen bei sich?“ Ein mir unbekannter Ton von Aufregung war in die Stimme der Frau getreten.

„Sie bewahrte sie an einem geheimen Ort auf: im Keller des niedergebrannten Gehöfts. Als ich sie dort aufsuchte, gab es noch zwei dieser Schlangen.

Vier andere hatte sie auf die Höfe getragen.“

„Vier?“ Die Frau schüttelte, wiegte den Kopf. Sie fügte hinzu: „Nein, ich hatte keine Vermutung in dieser Richtung, nicht ernsthaft..“

„Diese vier Schlangen - sie dürften kaum der alleinige Grund für die Unruhe auf den Gehöften gewesen sein. Wenn sie überhaupt in den Ställen geblieben sind...“

Diese zwei Schlangen Klarissas allerdings, die ich sah, waren wirklich.

Was hat es auf sich mit den ‚Schlangen Warwaras‘, von denen sie sprach? Was waren sie? Waren sie wirklich?“

„Sie erwarten eine Antwort von mir?“

Auf ihre Art, offenbar, waren sie ebenfalls wirklich...

Jedenfalls wirklich genug, dass die Tiere ihre Gegenwart in den Ställen gespürt haben.

Tiere reagieren auf vieles, was außerhalb unserer Wahrnehmung liegt - in einer anderen Dimension, in einem anderen Spektrum der Wirklichkeit. Ich habe mich an den Gedanken gewöhnt, dass es vieles außerhalb dessen gibt, was wir ‚real‘ nennen. Andere Wirklichkeiten, wenn Sie so wollen, und sie sind auch keineswegs säuberlich voneinander getrennt. Überschneidungen geschehen häufig - ebenso kleine Verschiebungen im Spektrum unserer eigenen Wahrnehmung. Wir bemerken sie flüchtig oder bemerken sie nicht. Beginnen wir dafür wach zu werden, sind wir erstaunt, wie oft wir davon betroffen sind.“

„Wie wirklich sind diese Schlangen - die anderen, die Warwaras?“

„Eine mögliche Antwort wäre - aber ich weiß nicht, ob Sie mir folgen können...“

Gut: es gibt da ein seltsames Phänomen. Es gehört in den Bereich des ‚Paranormalen‘ - wenn Ihnen dieses Wort etwas sagt.

Unsichtbare Dinge einer anderen Dimension können dabei sichtbar werden, sogar als scheinbar reale Materie – manchmal nur augenblicksweise, manchmal auch länger. Um dies zu bewirken, braucht es allerdings gewisse Hilfsmittel - etwa die Vitalkraft eines Menschen. Sie wird ihm ‚abgezapft‘, mit seiner Zustimmung oder auch nicht.“

„Sie haben das glaubhaft erzählt bekommen?“

„Ich will die Zumutungen an Sie nicht vergrößern. Und doch: Es gibt dieses Phänomen - wie manche erstaunliche andere. Ich selbst habe eine langjährige Freundin, die in einem Zirkel zu Haus war, in dem man sogenannte ‚Séancen‘ abhielt und mit einem ‚Trancemedium‘ experimentierte. In diesen ‚Séancen‘ gelang es, Gegenstände auf die Dauer einiger Minuten zu materialisieren – Brieföffner, Porzellanvasen, Schmuck, auch Blumen, einmal sogar einen lebendigen Vogel.“

In einigen Fällen stammten die Gegenstände nachweislich von einem anderen Ort - man spricht in diesem Fall von Teletransportation. Die Dinge hatten sich aufgelöst und wieder materialisiert - bis sie sich wieder auflösten.

Wenn Sie das neue Weltbild forschender Wissenschaftler kennen, muss Sie dies möglicherweise nicht einmal erstaunen: Demnach ist alle Materie ohnehin Illusion - eine Ansammlung von Energiepartikeln und Wellen. Ändert sich der Zustand der Schwingung, tritt alles Materielle ein ins Unsichtbar-Sein; und ebenso umgekehrt.

Kommen wir zu Klarissa zurück. Und lassen Sie mich nochmals meine Bemerkung aufgreifen zu jener Vitalkraft, die solche Materialisationen erst möglich macht. Klarissa hat oft über Tage geschlafen. Dann ging sie im Morgenrauen auf die Gehöfte, völlig in Trance. Warwara hat sie gebraucht, ihre Vitalkraft, um die Schlangen ‚real‘ zu machen. Auch ich erkenne diese Zusammenhänge erst jetzt.

Es wäre die Möglichkeit einer Erklärung.“

Sie sah nicht auf.

„Worin wir uns einig sind, ist, dass wir von Warwara nicht wirklich als ‚Tote‘ sprechen können. Klarissa - sie würde wahrscheinlich nur lachen über diese Bezeichnung.“

Die Frau strich sich die Haare über die Schultern zurück, mit zarten, gewandten Fingern. Kein Zug von Unruhe oder Geschwätzigkeit. Ihre Augen schimmerten wann.

„Warwara ist gegangen. So sagen Sie mir.

Klarissa muss ihre Liebe zu ihr getauscht haben - mit der zu Ihnen. Damit hat sie den Verlust der Schwester nicht mehr als schmerzlich empfunden. Möglicherweise war es der einzige Weg.“

„Was wird nun aus ihr werden - Klarissa?“

Die Frau zuckte die Schultern. „Ich kann es nicht sagen.“

Im Garten stand heute ein zweiter Tisch, wenige Meter von unserm entfernt.

Der Mann trat mit einem Mal aus dem Haus, kam heran und schüttelte mir freundlich die Hand. Dann nahm er, ein Pfeifchen zwischen den Zähnen, am Nebentisch Platz.

Er hatte einen kleineren Stapel mit Postsachen auf der Tischplatte abgesetzt und entschuldigte die Störung. Doch er habe ein Schreiben gefunden, das länger nicht warten dürfe - ein Behördenschreiben, wie ich einer weiteren, eher brummelnden Bemerkung entnahm, die sich nun zugleich an die Frau richtete. Ein wie beiläufiger, von längeren Pausen unterbrochener Meinungs-austausch setzte ein, die Frau trat zum Mann an den Tisch und die Auseinandersetzung der beiden war plötzlich von kleinen Ruppigkeiten gewürzt. Ich konnte nicht jedes Mal sicher einschätzen, was der eine oder der andere Partner ernst davon meinte. Doch immerhin: Der Gesichtsausdruck und der Tonfall des Mannes wechselten beständig zwischen leichtem Witz und wieder zielender Schärfe, und auch die Frau war dem Spiel der kleinen Anzüglichkeiten, Wortattacken, mehr und mehr Ausfälligkeiten keineswegs abgeneigt.

Dann brach sie ab, überlegen und nachsichtig lächelnd, kehrte an unseren Tisch zurück. Eine Wimper hatte sich in ihrem Auge verfangen, es blinzelte, tränkte ein bisschen und unvermittelt beugte sie sich

zu mir vor, bat mich, einen Blick in ihr Auge zu werfen.

Die Art dieser Bitte, der warme Tonfall berührten mich sonderbar. Während ich mich dem Auge zuwandte, viel mir erneut der samtene Glanz darin auf, die schöne gepflegte Haut dieses ebenmäßigen, noch faltenlosen Gesichts. Ich hatte es schon mehrmals bemerkt, es hatte mich heimlich beschäftigt, die Augen leuchteten bernsteinfarben, seltsam golden und braun, zunehmend warm.

Mein eigenes Auge nun dicht vor dies andere geschoben, tauchte ich ein in eine kleine Glocke von Freundlichkeit, beinahe Zärtlichkeit, die zweifellos mir galt, ich suchte die Wimper vergebens, fühlte die Wärme, den magischen Umkreis der Augen.

Endlich erhob sich die Frau, erklärte, dass ihr kleiner Kosmetiktisch mit dem Spiegel bei diesem Problem hilfreich sein könne und verschwand ins Haus.

Immer noch lag eine knisternde Stille über dem Tisch, ein erneuter Blick auf den Mann ließ mich erkennen, ich war wach gemustert worden bei dieser Aktion. Jetzt rückte er wieder näher, die Pfeife durchfurchte die Lippen, kurz darauf glühte sie auf. Er kommentierte den eben erwähnten Gang zum Kosmetiktisch, einige anspielungsreiche Bemerkungen über den manchmal übermäßigen Gebrauch dieses Tisches nicht auslassend.

Es war, als wolle er das unterbrochene Spiel der kleinen Wortrempeleien hier selbständig fortführen. Die Sätze blieben dabei von geistreicher Heiterkeit, manchmal zwinkerte er, von den friedlichen Krin-

geln seiner Pfeife umspielt, doch ein wieder zur Balkonbrüstung huschender Blick entging mir nicht. Plötzlich stand sie dort oben, in wehender Stola, lauschte hinab, es war das bekannte Bild.

Der Monolog der gezielten Wortattacken setzte sich fort, er beklagte ihren oft provozierenden Eigensinn, ihren Hang zu den schnellen Entschlüssen, wie auch den leicht gebrochenen, schnellen Versprechen - ihre heimlichen und offenen Formen der Untreue. Freilich, es lag an ihrem überschäumenden Temperament, sie wusste es selbst, schon seit ihren Mädchenjahren hatte sie ihre Mühe damit, eigentlich vor fast nichts und niemandem schreckte ihre Leidenschaft je zurück. Wieder sah er hinauf. Ein pointierter, funkelnder Redefluss, alles in sonderbarer Balance zwischen Witz und lamentierendem Ton. Wieder glühte sein Pfeifchen auf.

Die Frau, die die Ausgeburt all der beschriebenen Laster war, stand wie vorher unbeweglich auf dem Balkon, nur mit Wippendem Fuß. Ab und zu traf sie der mit Genugtuung flüchtig nach oben gleitende Blick, dann senkte er sich leuchtend auf mich, mit Überzeugungskraft, wieder zwinkernd. Oben der wippende Fuß, das glitzernde Auge.

Ich war dieses Spiels mit einem Mal überdrüssig, noch mehr meiner Rolle als unfreiwillige richterliche Instanz. Auch wollte ich den polternden Sturz eines weiteren Blumentopfes nicht abwarten. Kurzentschlossen erhob ich mich.

„Kommen Sie uns demnächst einmal richtig besuchen - zur Kaffeezeit“, sagte die Frau. „Wir nehmen uns gerne Zeit für Sie.“

Mit Sicherheit gibt es noch manches zu fragen, viel zu erzählen.“

Beide winkten mir nach, als ich ging - er vom Tisch aus mit erhobener Pfeife, sie vom Balkon.

Eine Überraschung wartete auf mich, knapp eine Woche noch lag sie von mir entfernt.

## 15

Ich trat hinaus in die tiefe Nachtstille.

Wieder erkannte ich das Liebespaar auf den Nachtdämmerigen Feldern.

Wie sie die Wiesenpfade durchstreiften. Anhielten in langen Umarmungen.

Im Nachtwind über die Felder glitten.

Ehe sie den Weg zur Anhöhe einschlugen, löste sich plötzlich die Frau. Kam mir auf dem schmalen Feldweg entgegen.

Ich hatte sie längst erkannt.

Der Mann blieb am Rand des Ackers zurück, ein großer behütender Baum, der seine Zweige über die Gehende streckte, in welcher Entfernung auch immer.

„Es gibt neue Nachrichten“, sagte die Frau. „Vermutlich wird sie bald Abschied nehmen, Klarissa, und zurückkehren...“

Die Gestalt der Frau schien sonderbar jung, von blühender Krafftülle. Sie bedurfte des Baumes nicht, der hinter ihr wachte.

„Klarissa wird gehen?“

„Ich erhielt am späten Nachmittag, kurz nachdem Sie gegangen sind, eine Post. Von einem Großonkel Klarissas. Natürlich hat man sie seit Wochen vermisst. Sie ständig gesucht.“

„Sie hat ihre Familie erwähnt - eine Zigeunerfamilie...“

„Ein großer Familienclan...“

Damals, als sie gerettet wurde, nach dem Brand auf dem Hof Kroschnettas - ich habe es ihnen erzählt ~ war es jener bereits genannte Gast im Dorf, der sich weiter um sie kümmerte. Er machte die Familien der Zigeunermutter und des Zigeunervaters ausfindig. Die Großeltern lebten noch. Und viele Tanten, Cousins und Cousinen, die sich an die Zigeunerfrau und Warwara erinnerten. ..

Der Ort ihres gegenwärtigen Aufenthalts liegt rund sechzig Kilometer von hier.“

„Wie kam man auf Ihre Adresse?“

„Ein ‚Traum‘ - und wieder dürfen Sie lächeln. Die Großmutter erzählte vor wenigen Tagen, sie hätte von Klarissa geträumt und sie hier im Dorf gesehen - im früheren Dorf ihrer Schwester Warwara und ihrer Mutter...“

Lächeln Sie nun? Meinen Namen wiederum hatte jener Gast damals bei der Familie hinterlassen.“

Ich war zu erstaunt, um tatsächlich zu lächeln.

„Hören Sie, was noch passiert war: Vor Vier Monaten stürzte Klarissa vom Pferd, bei einer Dressurübung. Ein schwerer Unfall, nach dem sie Monate bewusstlos im Krankenhaus lag. Dann, plötzlich, war sie aufgewacht und erhob sich aus ihrem Krankbett, scheinbar völlig gesund, doch gleichzeitig sonderbar wirr. Man wollte sie noch ein paar Tage lang beobachten, doch am nächsten Tag war sie verschwunden. Alles Suchen nach ihr blieb vergeblich.“

„Sie hat Monate im Koma gelegen...?“

„Offenbar Es ist nochmals ein Stück der Vorgeschichte.“

„Sie werden zurückschreiben und die Familie benachrichtigen...“

„Ich hab es bereits getan - gleich mit dem Postboten, der mir die Nachricht brachte. Ich habe den Großonkel gebeten herzukommen und sie hier abzuholen. Er selbst bot dies an - falls sie tatsächlich im Dorf wäre.“

„Eine glückliche Wendung...“ Ich senkte den Kopf, in meine Freude mischte sich auch ein Anflug von Traurigkeit, wie ich merkte.

„Natürlich weiß ich nicht, ob sie überhaupt gehen will...“ sagte die Frau, „ob sie glücklich war in ihrer Familie.“

Warwara und ihre Mutter waren es damals nicht, wie ich Ihnen erzählte.“

„Sie haben mit Klarissa selber noch nicht gesprochen?“

„Nein“

Der wartende Baum am Ackerrand wippte ein wenig – nun doch ein erstes Zeichen von Ungeduld.

Die Frau, ohne sich umzusehen, winkte zurück – ein Streicheln, das ihn sofort in neuer Standhaftigkeit und Geduld erstarren ließ. Und doch schien die ihr zugestandene Zeitspanne der Entfernung allmählich zu Ende zu gehen.

„Wir werden sehen, was ihre Antwort ist.“

Sie nannten dies alles soeben eine ‚glückliche Wendung‘.

Glauben wir daran, dass es so ist.“

Wieder lächelte sie, verschwand im Schein ihres Lächelns, stand wie zuvor an den Arm ihres Mannes gelehnt, nun ein um sie gestreckter Ast, der im Gehen stumm und gebieterisch das Nachtdunkel vor ihr teilte.

Sie gingen, ins nächtliche Blau geräuschlos ihre Wegspuren zeichnend. Verschwanden hinter der Erlenreihe.

Ich kehrte um, sank schließlich erschöpft in mein Bett.

Klarissa stand wieder im Hof.

Schmal, wartend aufgerichtet, mit leuchtenden Augen.

Ich umarmte sie.

„Noch einmal komme ich jetzt“, sagte sie.

Ich umarmte sie. Wieder umschloss uns die magische Flamme, zog uns zusammen, wiegte uns, ließ unsere Haare verschmelzen, die Wangen, die Finger. Alles war leicht, immer noch schöner als früher. Es

war die Ahnung des großen liebestrunkenen Flugs zweier Schmetterlinge oder Libellen, unberührbar reisend im Raum ihrer Nähe.

„Morgen bringe ich dir dein Kaninchen zurück.“

„Es ist deines. Ich habe es dir geschenkt.

Was macht deine Schwester?“

„Du kannst alles fragen“, sagte Klarissa.

„Morgen bringe ich dir mein Kaninchen. Ich kann es nicht mitnehmen.“

„Warwara - kann sie noch Schlangen aus ihrer Wunde hervorbringen?“

„Nein“. sagte Klarissa. Ihre Stimme war sicher, war klar.

„Außerdem - sie braucht mich dafür - für ihre Schlangen. Sie werden nicht wirklich sonst.“

Und nochmals: „Sie werden nur wirklich durch mich.“

Ich hatte verstanden.

Sie fügte hinzu: „Warwara - sie geht jetzt zu Vater.“

Sie wandte sich um. Plötzlich trieb sie wieder in einen Nebel hinein. War aufgelöst.

Wenig später kam sie noch einmal zurück.

„Du musst dich um unsere Schmetterlingspuppe kümmern“, sagte Klarissa. „Wenn du sie plötzlich vergisst - dann kann sie nicht aufliegen. Dann stirbt sie im Glas und zerfällt.“

„Ich werde mich kümmern“, sagte ich. „Ganz gewiss.“

Wenn du sie selber nicht mitnehmen willst - ich werde sie nicht vergessen.“

„Du wirst an sie denken“, sagte Klarissa. „Du hast es versprochen.“

Es war die Stunde des Abschieds.

Noch einmal umarmten wir uns.

Sie entfernte sich zum Haus auf der Anhöhe.

Sie winkte noch einmal.

Wunderbar leicht, wie schwerelos war sie im Fortgehen.

Überall winkten die Sträucher, die Gräser, wo sie davonging.

Man wusste es überall - bei den Äckern, den Ährenfeldern, den Bäumen am Weg.

Ich erhob mich aus meinem Bett, trat in die silbrige Frühe des Morgens.

Die Blicke schweiften über die Hügel- und Wälderstraßen im Osten, auf denen nun alles zu glühen begann: die Bäume, die Zweige und Blätter, die Gräserspitzen der Wiesen.

Die Luft roch nach Gutsein. Schimmerte in unendlicher Klarheit.

Ein Geräusch vom Stall. Der Bulle rumorte.

Der Morgen zog mich in seinen gewohnten Strom der Betriebsamkeit.

Sie kam am Nachmittag.

Stand wieder vor dem Maschendrahtzaun der Kaninchenställe.

Sie hielt ein Kaninchen im linken Arm.

„Heute komme ich noch. Und morgen Vielleicht.“

Dann kann ich nicht mehr kommen.“

„Du weißt von dem Brief? Dein Großonkel wird dich abholen?“

Sie nickte.

Ich ging auf sie zu, drückte sanft ihre Schulter.

„Ich bringe dir dein Kaninchen zurück“, sagte Klarissa.

„Auch alle anderen habe ich auf die Höfe zurückgebracht.“

„Du willst es gewiss nicht behalten? Ich schenkte es dir.“ Ich öffnete die Käfigtür.

Sie hielt das Kaninchen stumm durch den Käfigrahmen, wie probend. „Ich muss es selbst fragen“, sagte sie leise. „Ich muss ihm noch alles erklären.“

Die Versammlung der weißen und grauen Knäuel bäugte sich, mit unruhig zitternden Schnurrbarthaaren, der Heimkehrer zögerte sichtbar.

„Es scheint, es möchte nicht fort von dir, nicht zurück.“

„Warte noch - bis ich ihm alles gezeigt und erklärt habe.“

Sie zog das graugefleckte Bündel wieder zurück, tauchte den Mund in die Haarbüschel des Hinterkopfes, flüsterte in die zitternden Ohren hinein.

Dann schien es doch willig. Das gefleckte Knäuel hüpfte auf die Runde der alten Belegschaft zu, noch zögerlich, doch ein friedliches Übereinkommen schien arrangiert.

Ich schloss die Käfigtür.

Klarissa stand neben mir, wieder erwartungsvoll.

Wir umarmten uns.

Es war, wie wir beide es kannten: Wieder entzündete dieser Funke den Raum zwischen uns, die Umarmung tauchte uns ein in die Flamme der Freude, wir standen sanft aneinander gelehnt, und doch, das Näher-Rücken schien grenzenlos, wir standen still atmend, unser Glücklich-Sein aufeinander verströmend, Klarissa mit wippenden Hacken und Zehen.

„Wir feiern heute. Es ist endlich der Tag“, sagte ich.

„Ja, wir feiern“, sagte Klarissa.

„Du kannst noch einmal zum kleinen Teich - das Boot treiben lassen. Du willst? Ich bereite uns in der Küche etwas vor.“

„Ja“

Sie holte das Boot aus dem Haus; lief davon zum kleinen Wasserloch bei der Weide.

Nach einer Stunde kam sie zu mir in die Küche.

„Ich habe eine Überraschung für dich“, sagte ich.  
„Alles ist fertig vorbereitet.“

„Kuchen!“ Sie hatte es schon gerochen.

„Eine Obsttorte! Wir werden jetzt gemeinsam die Schichten füllen.“

Ich ging an die lange Reihe der farbig funkelnden Einweggläser.

„Du magst Johannesbeere?“

„Sehr“, sagte Klarissa.

„Du magst Stachelbeere?“

„Auch sehr.“

„Du magst Erdbeere?“

„Erdbeere auch sehr.“

„Auch Kirschen? Auch Pfirsich?“

„Alles sehr. Auch Kirschen. Auch Pfirsich.“

Wir verteilten alles auf die drei runden Kuchenscheiben, die untere, die mittlere und die obere, die noch mit fast hörbarem Knistern ihren knusprigen Duft verströmten: Das bläuliche Rot der Johannisbeere, das Grün der Stachelbeere, das Erd-Rot der Erdbeere, das Leuchtrot der Kirschen, der Glüh-Gelb der Pfirsiche.

„Du hast die Geschichte erfahren? Wie man dich hier gefunden hat, deine Familie?“ fragte ich.

„Ja, Großmutter hat es gewusst. Sie hat alles geträumt“, sagte Klarissa.

Die oberste Schicht war nun mit gezuckertem Rahm bedeckt.

„Schön“, sagte Klarissa, die Torte unwandernd. „Viel zu schön jetzt zum Essen.“

So war es: ein Kunstwerk der funkelnden Farbschichten.

Wir holten zwei Gläser und die Saftflaschen aus den Regalen.

Die Saftflaschen umstanden den Kuchen im Kreis: der Johannesbeersaft, der Kirschsaff, der Stachelbeersaft, der Pfirsichsaft. Klarissa begann mit dem Anschneiden.

„Auch Großvater lebt noch?

Wie viele seid ihr?“

Sie fing an zu zählen: „Drei Brüder. Vater. Mutter. Drei Onkel. Vier Tanten. Acht Cousins. Neun Cousinen. Großvater. Großmutter. Zwei Großonkel. Drei Großtanten.

Aber es sind nicht meine richtigen Brüder.“

„Das hat man dir gesagt?“

„Ich weiß es. Weil es auch nicht meine richtige Mutter und mein richtiger Vater sind.“

„Aber du bist glücklich bei ihnen?“

Sind sie streng?“

„Manchmal. Nicht oft.“

„Du hast Dressurreiten gemacht?“

„Wie meine Brüder.“

„Ihr lernt alle etwas, was zum Vorführen ist für die Leute?“

„Manche kochen nur. Manche kümmern sich um den Stall.

Andere lernen jonglieren. Oder Rad schlagen. Oder Seiltanzen. Oder zaubern. Zaubern - das lernen wir alle.“

„Ihr habt eine Vorführnummer mit Schlangen?“

„Ja“

„Hast du es gelernt?“

Das einsetzende Nicken verlor sich in einer wiegenden Kopfbewegung.

„Es schon häufig geübt.. Und jedes Mal sehe ich zu.“

„Und hast nie Furcht vor den Schlangen?“

„Nein Wenn man sie kennt und sie gut versteht, dann beißen sie nicht.“

Drei Tortenstücke hatte sie essen wollen. Jetzt war sie nach einem dreiviertel Stück schon vollkommen satt.

„Wie hast du deine Schlangen gefunden - diese im Keller?“ fragte ich.

„Die großen?“

Sie waren ausgebrochen, aus einem Wohnwagen, sie waren auch von Zigeunern. Warwara hat mir die Stelle gezeigt.“

„Warwara?“

Sie sah zur Seite. Sie wollte es nicht erklären.

„Du kannst etwas zaubern?“

„Etwas heimlich verschwinden lassen, ja. Und es dann wieder herzaubern. Auch mit Karten kann ich ein bisschen zaubern.“

„Du kannst mir etwas vorzaubern? Ich werde schauen, ob ich im Haus irgendwo Spielkarten finde.“

Es war die Stunde der Fütterung.

Wir betraten gemeinsam den Stall, gingen von Gatter zu Gatter.

Klarissa forschte in meinem Gesicht.

„Du bist traurig“, sagte sie plötzlich.

„Ja“, sagte ich.

Die Fütterung war beendet. Wir traten hinaus in die abendlich klare Luft. Die Erde glühte noch unter dem warmen Augusttag, wie gut gebacken.

„Nein. So ist es nicht richtig gesagt“, ergänzte ich. „Ein bisschen traurig, gewiss. Aber auch fröhlich. Auch glücklich.“

„Ganz sicher glücklich?“

„Glücklich - wenn du glücklich bist.“

„Ich?“ Es schien, dass sie über diese Frage noch nachdenken musste. Eine Frage so leicht, so wesentlich, dass sie sie kaum berührte.

„Warwara - hat sie noch einmal mit dir gesprochen?“ fragte ich.

„Sie geht jetzt zu Vater, das sagte ich schon. Vater wartet auf sie.“

Wir betraten wieder das Haus.

Tatsächlich fand ich ein altes Kartenspiel.

Sie zauberte mit den Karten.

Sie zauberte, dass ein paar Dinge verschwanden und dann wieder auftauchten.

Sie konnte es wirklich recht gut.

Dann setzten wir uns wieder hinter die Puppenbühne.

Wie beim letzten Mal sollte sie eine Seite aufschlagen. Der Finger tippte auf das Bild eines Braunbären, der schnuppernd durch einen Eichenwald trabte. Auf einem der Bäume saßen zwei Vögel mit Menschengesichtern, die traurig und zaghaft hinabblickten. Wir änderten die Kulisse: ein verwunschener Wald, der mit schwarzen Wurzeln um eine tiefe, rotglühende Erdhöhle wuchs. Es gab den Bären, es gab die Vögel.

Wir spielten die „Geschichte vom Schatz ohne Namen.“ Wir spielten die Geschichte „vom Fährmann am schwarzen Fluss“.

Eine Seite fehlte im Buch, sie war nicht aufzufinden. Nur die letzten drei Sätze der Geschichte befanden sich auf dem folgenden Blatt.

Die Sätze besagten, dass alle glücklich bis ans Ende ihrer Tage lebten. Trotz aller großen Gefahren und Abenteuer war keiner zu Tode gekommen, selbst die

Räuber waren gute Menschen geworden und bewohnten ein Schloss. Wie war es dazu gekommen? Dies herauszufinden, war jetzt die Arbeit. Jeder erfand den folgenden Satz der Geschichte, alles musste zusammenstimmen.

Beide hatten wir unseren festen Platz hinter der Bühne, Klarissa stand zunächst, eng an mich gelehnt, schließlich kletterte sie mir ganz auf den Schoß. Wir strichen uns gemeinsam die Haarsträhnen aus dem Gesicht, die sich beim Schauen und Blättern und Spielen fortwährend mischten. Wir begannen die „Geschichte von den drei Fragen und den Bergen am Ende der Welt.“

Es war eine Erzählung von großer Spannung und Eigenart.

Wir benötigten fast alle Kulissen und alle Puppen. Keine Seite fehlte, die Geschichte hatte ständig neue überraschende Wendungen.

„Es ist spät geworden“, sagte ich schließlich. „Eigentlich müssten wir beide längst müde sein.“

„Du?“ fragte Klarissa.

Auch sie war jetzt müde geworden, aber die Geschichte wollte sie noch zu Ende hören.

„Ich hole uns noch ein Stück Kuchen.“

Sie brachte zwei riesige Stücke. Wir aßen sie halb.

Die Geschichte füllte etwa das ganze letzte Drittel des Buches. Klarissas Kopf lag auf meinen Schoß gebettet, ich sah plötzlich, dass sie fast eingeschlafen war.

Ich brachte sie hinüber auf ihre Matratze. Sie blinzelte kurz, dann lag sie, ruhig ausgestreckt, in friedlichem Schlaf.

Ich verließ das Haus, umrundete mit langsamen Schritten den nächtlichen Hof, im klaren, metallischen Schimmer der Sterne.

Die letzte Nacht. Morgen würde ihr Großonkel kommen. Sie wieder nach Haus holen.

Etwas in mir sperrte sich, selber zu Bett zu gehen. Zu kostbar war diese Nachtstunde. Ich sammelte die Nachtstille von Zweigen und Blättern. Umarmte mit meinen Blicken das Haus. Umarmte das Zimmer Klarissas.

Schließlich fiel ich doch in einen kurzen und tiefen Schlaf.

Dann krächte der Hahn. Der Hof erwachte.

Der beginnende Tag rief, wie immer. Umgab mich wieder mit seinem Lärm. Umgab mich mit den Geheimnissen seiner Stille.

Es war längst Vormittag geworden, als Klarissa ihr Zimmer verließ.

Wir verbrachten die Frühstückszeit einträchtig wieder vor unserer Torte, immer noch war sie in einem prächtigen Halbrund erhalten.

Sie wollte die gestrige Geschichte zu Ende hören, das letzte Kapitel.

Immer wieder durchblätterte sie die farbigen Transparente, hob jedes einzeln gegen das Fenster, einige waren in der Tat kleine Kunstwerke, schim-

mernde Miniaturwelten. Auch ich unterbrach ab und zu die Geschichte dafür.

„Warwara hat mich im Schlaf besucht“, sagte Klarissa.

„Sie hat mir alles gezeigt - wo sie jetzt ist.“

Besonders zwei Transparente liebte sie, immer wieder verweilten die Augen über den Mustern und Farbbrechungen der geschichteten Landschaften, den Gebirgen und Seen, die mit den ziehenden Wolken verwachsen.

„Sie hat mir ihre Wunde gezeigt.

Sie ist viel kleiner geworden. Nur ganz kleine Schlangen würden nun noch durch die Wunde passen.

Doch es werden keine mehr kommen.“

Die Geschichte war jetzt beendet.

Wir gingen noch einmal zur Glasvitrine, zur Schmetterlingspuppe.

„Du musst dich um unsere Schmetterlingspuppe kümmern“, sagte Klarissa.

Runzlig, ohne Lebenszeichen, lag die Puppe im Glas.

„Wenn du sie plötzlich vergisst - dann kann sie nicht auffliegen. Darm stirbt sie im Glas und zerfällt.“

„Ich werde mich kümmern“, sagte ich. „Ganz gewiss.“

Ich werde sie nicht vergessen.“

Diesen Dialog kannte ich schon. Fast Wort für Wort wiederholte er sich.

Wir blieben noch vor der Vitrine.

„Du hast mich dreimal beschenkt“, sagte ich. „Jetzt sollst auch du dir ein Geschenk aussuchen. Etwas, das dir besonders gefällt. Einen Stein. Eine Muschel. Etwas, das du gut von hier forttragen kannst.“

Klarissa nickte. Sie nahm den schwarzen Stein mit der leuchtenden Goldader in die Hand. Dann eine Muschel. Den Rosenquarz, der einer eigenen winzigen Berghöhle glich, den meerblauen Aquamarin.

„Besser ich nehme nichts fort“, sagte sie nach einer Stille.

„Immer finde ich dann, es bleibt eine Lücke, etwas fehlt an der Stelle.“ Sie seufzte leise, ganz innig, hörbar plötzlich berührt von einer sie bewegenden Traurigkeit.

Schließlich entschied sie sich doch für den schwarzen Stein mit der Goldader.

Sie ging ins Zimmer zurück. Alles, so meinte sie, sollte bevor sie ging ordentlich in die Kisten zurückgeräumt sein. So wollte sie es.

Noch einmal hob sie einige Transparente ans Licht. Plötzlich schien sie wieder für Augenblicke entrückt.

„So etwa hat es ausgesehen...“ sagte sie leise.

„Was meinst du?“

„Dort - wo Warwara jetzt ist.

Wo Vater ist.“

Wir stellten die Kisten zurück in den schweren Eichenschrank.

Ein letztes Mal nahmen wir auf der Küchenbank Platz. Ich wickelte den Rest der Torte in ein Papier

ein, legte ihn zu dem schwarzen Stein mit der Goldader. „Du wirst mich gewiss nicht vergessen’?“

Sie schüttelte heftig den Kopf. Dann: „Ich kann dich besuchen.“

„Du weißt, dass ich hier nicht wohne...“

Dass mein Zuhause in einer fernen Stadt ist.“

„Es ist eine weite Reise?“

„Sehr weit, ja.“

„Einen ganzen Tag?“

„Mit der Bahn einen ganzen Tag.“

„Ein Tag ist nicht viel“, sagte Klarissa.

Dann: „Du wirst auch an mich denken?“

„Glaubst du wirklich, ich könnte dich einfach vergessen?“

„Nein, das könntest du nicht“, sagte Klarissa.

Ihre Augen leuchteten.

Sie wollte noch einmal zum Stall. Allen Tieren Lebewohl sagen. Sie alle streicheln.

Dann hörte ich es: Das Klopfen am Fenster.

Der Mann vom Gehöft auf der Anhöhe. So wie es vereinbart war. Der Großonkel war eingetroffen, wartete drüben im Haus.

Wir traten gemeinsam hinaus in den Hof.

Wir umarmten uns.

Ich sah auf die wehenden Felder, die Büsche und Bäume der Hügel. Alles stand in ein friedliches Rauschen gehüllt. Unberührbar, so schien es. von Zeit.

Ich wusste es alles voraus:

Den Augenblick, in dem sich Klarissa schließlich über den Feldweg entfernen würde.

Etwas riss an mir - mit momentweise heftigem Schmerz.

Ich würde Klarissa nie wieder sehen.

Es war buchstäblich so, als durchtrenne jemand ein Band, das eine lebendig pulsierende Ader war.

Und doch, noch einmal war ich erstaunt: über die Schönheit dieses Moments. Es gab keine Trübung mehr in den Augen Klarissas. Hätte mir jemand gesagt, dass schwarze Augen wie ungebrochenes Licht sein könnten, ich hätte es nicht geglaubt.

Nicht in der Art, wie ich dies nun sah.

## 16

Im Abenddämmer des folgenden Tages brach ich wieder auf zum Gehöft auf der Anhöhe.

Über den Vormittag hin hatte ich manchmal ein fernes Singen gehört, dazu die begleitenden hellen und dunklen Passagen eines Harmoniums. Jetzt umgab mich nur völlige Lautlosigkeit.

Eine verwunschene Stille.

Ich ging an die Tür, stand zögernd davor. Näherte mich dem Klingelknopf mit dem Versprechen der denkbar sanftesten Berührung.

Kein Geräusch von der Diele; nirgendwo aus dem Haus.

Ich umwanderte schließlich den Seitenflügel, trat in den Innenhof.

Ich ging an den Schuppen; noch einmal zum Bretterschlag. Alle Kaninchen waren daraus verschwunden. Die Leere, die mich umging, umwehte mich mit einem kühlen Luftzug von Melancholie; ein Hauch von Unwirklichkeit.

Wieder hinaustretend bemerkte ich plötzlich ein weidendes Schaf durch das Seitendickicht, gleich darauf noch ein zweites, dann eine Ziege. Die Tür zum Stall war ein Stück geöffnet, ich sah jetzt hinein, das Gatter stand offen, mit aufgeklinktem, nieder geworfenem Sperrbalken - alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass die Schafe und Ziegen ausgebrochen sein mussten.

Ich folgte hinter das Dickicht, entdeckte jetzt noch zwei weitere Ziegen, alle grasten sie einträchtig auf einer größeren Beetfläche hochgewachsener Kohlblätter. Ich drehte mich wieder forschend, unruhig zum Haus um.

Endlich - ich konnte nun hinter einem der schmalen Fenster des Seitenflügels eine Gestalt erkennen, das weinrotfarbene Hemd eines Rückens. Ich atmete auf. Reglos stand dieser Rücken gegen den Vorhang, die Scheibe gelehnt. Kurz darauf befand ich mich selbst an der Stelle, rief zum Fenster hinauf.

Keine Antwort. Ich griff einen trockenen Ast, schlug damit behutsam gegen das Glas. Als ich zurücktrat, sah ich das Hemd, den Rücken, in völlig unveränderter Stellung am Fenster lehnen.

Es gab keinen Rücken am Fenster, nur dieses Hemd.

Ich begann selbst, zwei Schafe in das Gatter zurückzutreiben.

Dann auch eine Ziege. Es wurde eine mühsame Jagd. Die Ziege kletterte eine kleine Seitenstiege hinauf, die auf den Heuboden führte, ich ließ mich nicht abschütteln und folgte.

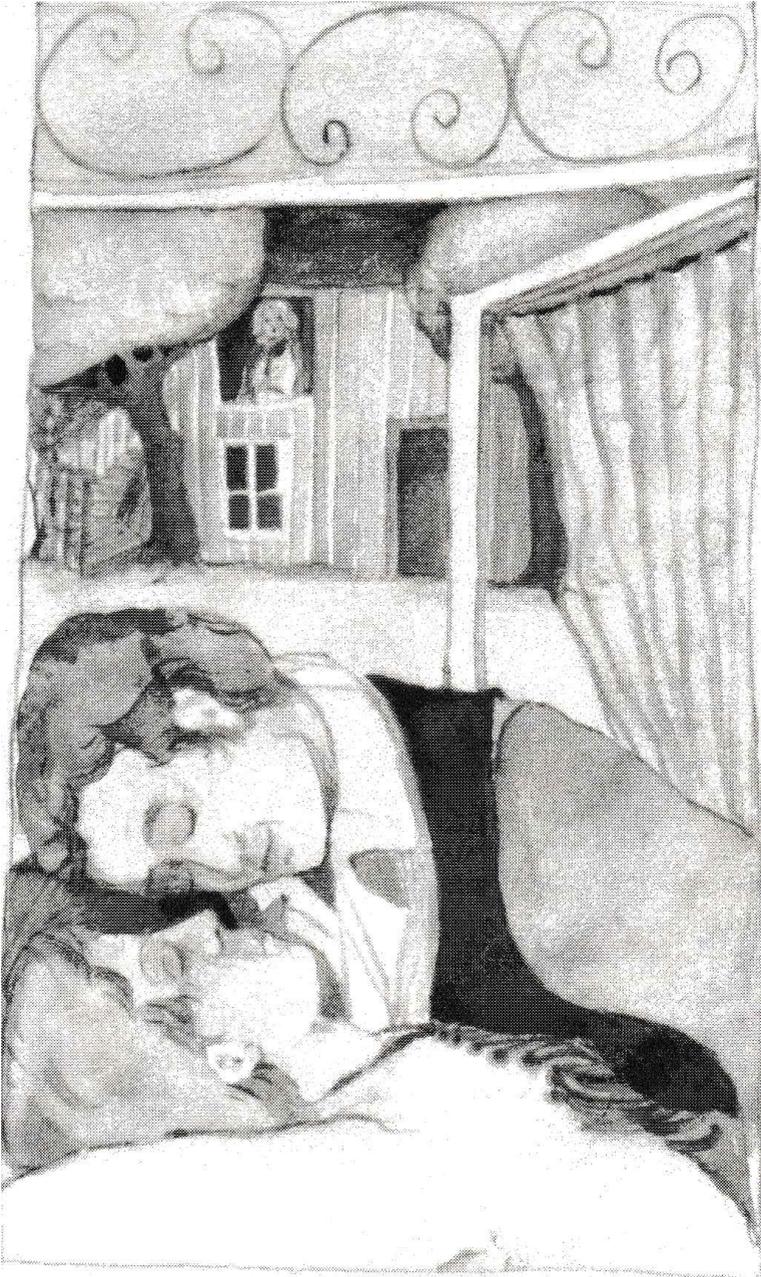
Oben angelangt, stand ich einen Moment mit schweifendem Blick, er traf wieder auf das weinrotfarbene Hemd am Fenster. Doch diesmal wartete die schon erwähnte Überraschung auf mich:

Beide lagen sie dort, in diesem Zimmer. Jeder bis an den Hals in eine samtene Decke gehüllt, auf einem in dieser Länge ungewöhnlichen Schlaflager. Körper und Füße streckten sich voneinander fort, nur beide Köpfe waren übereinander gebeugt, seiner nach unten gewandt über ihrem.

Die beiden hielten die Augen geschlossen, es schien, als wären sie in dieser Bewegung der regungslos übereinander schwebenden Münder erstarrt. Da sah ich für einen Moment seinen sich unendlich sanft senkenden, streichelnden Finger auf ihrem Hals.

Beide schienen sie sonderbar jung - von einer Jugendlichkeit, die ich kaum in Übereinstimmung mit dem mir bekannten Alter zu bringen vermochte.

Ich stand mit stockendem Atem. Erschreckt entsann ich mich jetzt des eben noch gegen die Scheibe schlagenden Astes. Auch die Frau lag nicht schlafend, man sah es an einem winzigen Zucken um ihre Lippen, der Widerschein eines sie ganz erfüllenden Lächelns.



Plötzlich - ich hatte eben beschlossen, meinen Platz zu verlassen - setzte die Ziege zum Sprung an. Die Hufe schlugen auf den Rücken der Schubkarre gleich neben der Stiege, ein donnernder schepperner Laut, der mich mit Schrecken zusammenzucken ließ.

Ich wagte erneut einen Blick aufs Fenster. Nichts schien geschehen: Die beiden lagen genau wie zuvor, regungslos, in ihr entrücktes Lächeln gehüllt, nicht einmal eine winzige Drehung des Kopfes; der seine schwebte unverändert über dem ihren.

Hätte ich es nicht besser gewusst, ich hätte die zwei für taub halten müssen. Erneut das leichte Zittern der Finger an ihrem Hals; das winzige Zucken um ihre Lippen.

Diese beiden waren „nicht hier“, nicht wirklich. Dies, wieder einmal, lag außerhalb meines Begreifens.

Ich trieb die restlichen Ziegen und Schafe ins Gatter zurück, schloss die Stalltür.

Kehrte heim zum eigenen Hof.

Mehrere Unwetter hatten sich mit dröhnendem Donner und rauschenden Regengüssen über der Gegend entladen, als ich zwei Tage darauf erneut den Weg durch die Erlenreihen zum Haus auf der Anhöhe nahm.

Die immer noch regenfunkelnde Erde duftete würzig und gut, einige Heckensträucher am Weg waren von Sturm und Regen niedergerissen, überwucherten ihn gegen Ende wie eine Wand. Wenn niemand

eingriff, würden sie zunehmend einer Garde von unverrückbaren Wachposten gleichen, die keinen Ankommenen mehr ohne Widerstand passieren ließ.

Ich hatte von beiden seltsam geträumt:

Wir waren versammelt, damit sie mir etwas von ihren Gesangsnummern vortragen könnten. Wie ich mich nach einem Gespräch mit der Tante erinnerte, musizierten und improvisierten die beiden auch gemeinsam nach einer „Notenvorlage“, die ein gemaltes Bild sein konnte, bevorzugt ein eben entstandenes Bild des Mannes. Oder er setzte spontan in ein Bild um, was die Frau in einem Sprechgesang improvisierte. Dabei kam es allerdings immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten, die lautstark diskutiert wurden.

Als ich eintraf hatte das Konzert schon eingesetzt, wurde aber kurz darauf unterbrochen. Was ich nun sah, erschreckte mich: Sie erhoben beide ihr Notenpult und schlugen damit aufeinander ein, der Streit war bereits heftig entbrannt. Dies dauerte wieder nur wenige Augenblicke: Dann sah ich sie lachen, lachend fielen sie sich in die Arme, sie lachten mit in den Augen zitternden Tränen des Übermuts.

Noch etwas geschah: Beide zogen sie plötzlich lachend eine Maske von ihren Gesichtern. Ich blickte erstaunt in das faltenlose Gesicht eines ganz jungen Mannes, in das glatte Gesicht einer ganz jungen Frau. Was ich für die natürliche Erscheinung der beiden gehalten hatte, waren lediglich ihre Masken gewesen.

Doch ich begriff zugleich: Es war ein „inneres Jung-Sein“, das mir der Traum in diese Bilder der Jugend kleidete. Die Traumsprache wählt unbekümmert stets den direkten Weg – radikal und somit unmissverständlich.

Damit war ich erwacht.

Als ich mich heute dem Haus näherte, empfingen mich wieder seltsame Klänge: Ein tief vibrierender, voller Akkord, vermutlich von einem Harmonium, dem in gemessenem Schrittempo weitere folgten und die sich allmählich in gläserne Höhen schwan-gen. Ein singender Ton mischte sich ein, eine zunehmend kraftvoll tremolierende Frauenstimme, die plötzlich abbrach und sonderbar abrupt eine Stille zurückließ, die nun das metrische Klingen einer Triangel füllte. Plötzlich erfolgte, wieder überraschend und irritierend, ein helles, längeres Lachen.

Kurz darauf waren Trommelschläge zu hören, anfangs wieder gemessen, fast sanft, eine hüpfende Flötenmelodie kreiste darüber, überschlug sich nach und nach in vertrackten Synkopen, jagte in chaotischen Stürzen die Tonleiter hinauf und hinunter, atemlos, wild, auch die Trommelschläge hatten sich machtvoll gesteigert, wirbelten jetzt mit ausgelassener Wucht.

Stille, wieder abrupt. Erneut das plötzliche Lachen sonderbar in verschiedenen Lagen vibrierend, plötzlich zu heftiger Fülle anwachsend, so dass für diesen Moment nicht einmal klar war, ob dieses Lachen möglicherweise selbst Teil der Musik war oder ein-

fach nur Ausdruck eigener Überraschung, Begeisterung oder Verwirrung.

Aufs Neue setzte das Harmonium ein, diesmal fast feierlich singend, mit der brausenden Mächtigkeit eines Chorals. Wieder erklang die singende Frauenstimme, tremolierend, hüpfend, mit der Leichtigkeit eines Vogels - eigentlich war es schon wieder ein Lachen.

Minuten stand ich gegen den Türrahmen gelehnt, andächtig und zugleich irritiert. Ich wagte nicht, den Klingelknopf zu berühren.

Nach einer Stunde kehrte ich nochmals zum Haus auf der Anhöhe zurück. Diesmal war es vollkommen still.

Da bemerkte ich beide vor der Veranda - sie saßen gemeinsam draußen am Tisch, Kaffeekanne, Tassen und eine Schüssel mit Käsegebäck befanden sich auf dem Tischtuch, in der Mitte ein Kuchenblech, das den Duft einer ganzen Backstube und den eines vollen Kirschbaums verströmte.

„Schön, dass Sie kommen.“ sagte der Mann.

„Sie haben mich erwartet?“ fragte ich, nicht mit dem vollen Ernst dieser Worte.

„Wir hatten vereinbart, dass Sie uns wieder besuchen sollten.“

Es war, als wollte er sagen: Wir haben Sie heute erwartet, zu dieser Stunde. Und tatsächlich folgte der Satz: „Ich denke, es ist der richtige Zeitpunkt - diese Nachmittagsstunde.“

Die Stunde war da - die nochmals den Schleier eines Geheimnisses vor mir fortziehen sollte. Ich nahm Platz.

„Wir danken Ihnen für Ihren Einsatz.“

„Wovon sprechen Sie?“

„Sie haben die Schafe und Ziegen ins Gatter zurückgetrieben, an jenem Abend.“

„Sie wissen davon?“

„Wir sahen es nur an dem anders verschlossenen Gatter.“

Die Tiere sind nicht das erste Mal ausgebrochen. Wir danken Ihnen für Ihre Mühe.“

„Hier - kosten Sie, unbedingt!“ sagte die Frau und schob ein Stück Apfelkuchen auf meinen Teller.

„Klarissa ist fort... Der Großonkel, der sie abholen kam, war ein kleiner, freundlicher Mann. Hoffen wir, dass sie jetzt glücklich ist.“

Der Mann reichte mir den Sahnetopf zu, die Frau goss die Tassen voll.

„Haben Sie es gehört?“ fragte die Frau mit ruhiger Stimme, fast beiläufig, „es ist wieder Friede eingekehrt auf den Höfen.“

Keine Unruhe mehr bei den Tieren, keine Zwischenfälle.“

Auf den Gesichtern der beiden lag sichtbar ein sanfter, fast sonniger Glanz. Doch die Stimmen blieben verhalten, gedämpft.

Der Mann berichtete vom Erwerb des Gehöfts vor nun über zwölf Jahren, es gehörte zum Erbe eines verstorbenen Kapitäns, der es der Frau vermachte. Sie selber war über Jahrzehnte hinweg zur See ge-

fahren. Und so verhielt es sich auch mit ihm, der Wissenschaftler und Forschungsreisender auf einem kleinen Forscherschiff war.

Er strich sich über die buschigen, braungrauen Schläfen, Gedanken ordnend, so schien es. Ich spürte ein Zögern. Ging es doch, wie ich bald darauf wusste, im Folgenden um eine Geschichte, die er nicht jedem beliebigen Gast anzuvertrauen bereit war:

„Über Jahre hinweg durchkreuzten wir auf zwei unterschiedlichen Schiffen die Weltmeere: Sie als Begleiterin ihres Vaters, der ein großes Frachtschiff zwischen den Kontinenten beförderte; ich als Meeresforscher, der über Meeresströmungen Buch führte und der den Spuren der Wale folgte.

Bereits seit dem sechsten Lebensjahr befand sie sich auf dem Schiff des Vaters, die Mutter war tot, es wurde damit ihr selbstverständliches Zuhause. Auch ihren Schulunterricht erhielt sie auf See, außerdem lernte sie das Steuern und Navigieren. In einer Krankheitszeit des Vaters übernahm sie erstmals selbst die Rolle des Kapitäns, sechzehnjährig, erteilte Kommandos und Anweisungen. Das tat sie noch oft, ohne je einen Funken der Rebellion fürchten zu müssen. Sämtliche Seeleute liebten sie - sie war, wie sie sagten, "die Seele des Schiffes".

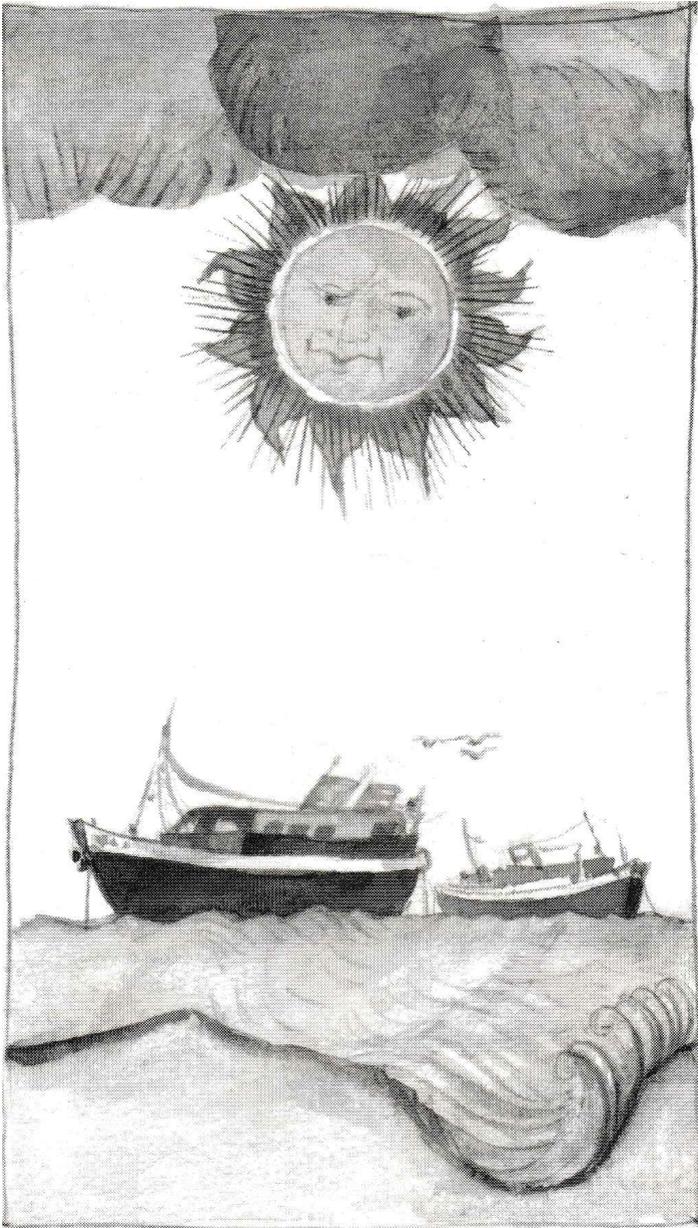
Ich erforschte die Meere, folgte mit einer kleinen Mannschaft auf einem Forschungsschiff ihren geheimnisvollen Giganten, den Walen. Von Kindheit an hatten die mächtigen Tiere mich unwiderstehlich in ihren Bann gezogen - mit ihren Silberfontänen, den majestätisch die Wellenberge durchpflügenden Lei-

besschiffen. Ich folgte ihren Herden über Jahre hinweg bis an die Grenzen der Eismeere, durch Äquatorzonen und Südseegewässer, erforschte ihre die Meere durchhallenden Walfischgesänge, besessen von der Idee, diese nach und nach zu entschlüsseln, vertraut zu sein mit jedem ihrer Geheimnisse.

Unsere erste Begegnung“, er warf einen sanften, wieder von einem Zwinkern gewürzten Blick hinüber zum Sitzplatz der Frau, „ereignete sich an einem kargen Küstenstreifen vor Feuerland. Das große Frachtschiff ihres Vaters hielt Kurs auf Kap Horn, als der Dampfer unserer kleinen Forschertruppe direkt darauf zutrieb, manövrierunfähig durch einen ausgefallenen Ruderarm.

Kurzerhand wurde beschlossen, den Dampfer ins Schlepptau zu nehmen, die Abwechslung war den Mannschaften beider Seiten willkommen. Wir besuchten uns täglich von Schiff zu Schiff, der Kapitän und seine damals siebzehnjährige Tochter ließen sich von uns die Karten der ziehenden Walherden erklären. Vier Tage dauerte diese gemeinsame Fahrt, bis wir schließlich im nächsten größeren Hafen anlegten.

Elf weitere Male trieben die Schiffe in den nächsten acht Jahren zusammen, ohne jede genaue Vereinbarung oder einen fest besprochenen Plan. Eine solche Vereinbarung wäre auch unmöglich gewesen. Unsere einzigen ‚festen Adressen‘ waren unsere Schiffe. Und viel zu unbestimmt war, welche Fahrtrouten sie in den kommenden Monaten einschlagen würden. Dass sich ein solches Zusammentreffen



immer wieder ereignete, blieb lange ein großes Geheimnis.

Scheinbar begegneten beide Schiffe sich nur, weil das Frachtschiff des Vaters um einige Grade vom Kurs abkam, durch Sturm oder Nebel oder durch einen Irrtum der Navigationsgeräte. Mein Forschungsschiff dagegen folgte den immer wechselnden Fahrtrouten, die unsere wissenschaftlichen Arbeiten vorgaben, in der Regel waren dies die Wanderzüge der Wale.

Wir erkannten uns mit den Jahren immer sofort, schon auf die Entfernung einiger Seemeilen. Augenblicklich drosselten wir dann das Tempo. Die Mannschaft der Forscher wechselte für wenigstens einen Tag auf das Frachtschiff, wir feierten gemeinsam den Abend hindurch, bis sich die Fahrt in unterschiedliche Richtungen fortsetzte. Immer kletterte die Kapitänstochter in der Stunde des Abschieds den Schornstein des Frachtschiffs hinauf, ich stellte mich auf das Kajütendach unseres Forscherschiffes, und wir winkten uns zu, während die Schiffe in langsamer Fahrt auseinander glitten, wieder forttauchten in die Weite des Ozeans.

Auf dieses immer erneute Zusammentreffen der Schiffe begannen wir uns nach und nach zu Verlassen. Letztlich war es das einzige, was diese beständigen Abschiede für uns erträglich machte.

Beide spürten wir es immer um einige Tage voraus - zunächst als eine uns plötzlich bedrängende Unruhe. Dann waren es die schärfer werdenden Konturen von Bildern, die unwiderstehlich von unseren

Köpfen, unseren Herzen Besitz ergriffen - nicht nur jenes selbstverständliche Erinnerungsbild, das ohnehin immerzu anwesend war.

Nach dem sechsten Zusammentreffen allerdings dauerte es fast volle drei Jahre, bis sich die Schiffe wieder begegneten. Jeder begann allmählich die Hoffnung auf irgendein Wiedertreffen ganz zu verlieren. Der magische Bann, der die Schiffe gewöhnlich zusammenzog, schien vor der Weite der Welt-ozeane auf einmal zu resignieren und machtlos geworden zu sein.

Dann aber, in einer Sommernacht nahe vor Grönland, geschah es doch: Die Schiffe trieben in sanfter Fahrt aufeinander zu, der Himmel war hell von Polarlichtem, ein Himmel der funkelnd geschichteten Lichtkammern, sie stand an der Reling, ich gegenüber auf dem Kajütendach, wir winkten uns zu, fast eine Stunde winkten wir so, bis man die Schiffe vertäut hatte, umleuchtet vom Schein des nördlichen Nachthimmels, der von Farben vibrierte. Vier Wale umrundeten in weiten Kreisen die Schiffe.

Es wurde auch höchste Zeit. Beide erzählten wir uns später, dass uns die Sehnsucht in wenigen Wochen sicher völlig verbrannt hätte, buchstäblich nichts - verzeihen Sie diese Metapher - nichts als ein Häufchen Asche zurückgelassen hätte. Der Schmerz der Trennung war unerträglich geworden. Im gleichen Ausmaß wie Liebe Glück ist, so kam sie grausamer Schmerz sein. So wie uns zuletzt dieser grausame Schmerz quälte, so überfiel uns jetzt der

Rausch eines Glücks, das maßlos war. Das spürten wir beide vollkommen gleich.

Erstmals begriff ich in dieser Stunde noch etwas anderes - eigentlich war es schon eine Vermutung seit langem: Die scheinbar magische Kraft, die unsere Schiffe doch letztlich wieder zwingend zusammenzog, fand einen ungewöhnlichen Beistand in den Meeren selbst. Während ich die Sprache der Wale, die Rätsel ihrer fremden Meereseexistenz erforschte, verstanden sie doch meine schon lange. Das Wunder dieses Zusammentreffens der Schiffe vollzog sich in dieser Beständigkeit vor allem durch sie.

Wenn dies auch manchmal nur als letzte Rettungsaktion geschah - nach einer vorangegangenen Wartezeit, die zum Martyrium wurde.

Ein Rätsel und ein Geheimnis, das ich als Wissenschaftler nicht wirklich auflösen kann. Und doch - ich nehme es hin. Offenbar kann die über Jahre geschlagene Brücke der Freundschaft ihnen etwas von dem bewusst machen, was die Herzen der Menschen bewegt, bedrängt - und sie dienen willig wie einem Gesetz dem Befehl unserer inneren Antriebe, unserer Sehnsüchte.

Diesmal sprachen wir alles aus. Beide wussten wir von dem geheimnisvollen Blitz, der uns gleich in der Sekunde unseres ersten Zusammentreffens vor Feuerland gemeinsam berührt hatte, mit widerspruchloser Klarheit.

Und doch: Ich musste dem einmal gefassten Plan treu bleiben, dem Geheimnis der ziehenden Wal-fischherden ganz nah zu kommen. Sie war, so wuss-

te es die Besatzung und auch sie selbst, das unentbehrliche, wellenglättende Lächeln, das das Frachtschiff ihres Vaters am Laufen hielt, es überhaupt fahrtüchtig machte.

Doch diesmal vereinbarten wir etwas wie einen sicheren ‚Anker‘ - eine feste Adresse an Land. Ein befreundeter Kapitän bot uns dies an. Es handelte sich dabei - Sie vermuten es schon? - um dieses Haus auf der Anhöhe.

Zugleich bemerkten wir nun, dass wir auch selber etwas vermochten, das uns früher eher märchenhaft und unglaublich erschienen wäre. Wir begriffen, dass jenes innere, uns plötzlich bedrängende Bild immer zugleich einen Schlüssel enthielt - zu weiteren Bildern. Dass es wie eine ‚Antenne‘ genutzt werden konnte, die immer weitere Bilder heranzog und bald auch deutlicher wahrnehmbar machte. Wenn wir uns einem solchen Eindruck ganz überließen, wussten wir schließlich beide halbwegs genau, wo der andere sich gerade befand; sogar was er tat oder plante.

Das so Gesehene und Gewusste konnten wir uns bei jeder Wiederbegegnung leicht bestätigen. Trafen wir nach einer längeren Reisezeit wieder zusammen, so begrüßten wir uns manchmal mit Sätzen wie diesen: ‚Warum habt ihr die Fahrtroute bei den Antillen gewechselt und habt den Umweg über Porto Rico genommen?‘ ‚Beim Sturm vor der Costa Brava wärt ihr lieber drei Tage länger im Hafen geblieben. Das war ganz schön knapp - mit diesen vier heftigen Sturmtagen.‘

Doch auf die Hilfe der Wale blieben wir weiterhin angewiesen. Ohne sie wäre es wahrscheinlich nur immer ein Glücksfall geblieben, mit Exaktheit jenen unendlich schmalen Grad zu bestimmen, auf dem die Schiffe in Sichtweite kamen; selbst wenn wir beide mit Sicherheit wussten, dass wir seit Tagen Kurs aufeinander hielten.

Nach dem zwölften Zusammentreffen beschlossen wir, die Trennung für immer aufzuheben, und sie wechselte für ein halbes Jahr auf mein Schiff, dann ich auf das ihre. So wechselten wir mehrere Male - bis der Entschluss gereift war, uns hier auf der Anhöhe niederzulassen.“

Er senkte lächelnd den Blick, lächelnd traf dieser kurz mit ihrem zusammen, dem gleichfalls lächelnden und rasch wieder hinab gesenkten - in einen ozeantiefen Gedankenraum, wie es schien.

Seit rund zwölf Jahren wohnten sie hier, im Haus auf der Anhöhe.

Es war Abend geworden. Ein leiser Wind wiegte die Abendschatten über dem Gras. Noch ein paar Hummeln summten über dem Klee. Sonst umgab uns vollkommene Stille.

„Vielleicht wundert Sie“, sagte die Frau, nun erstmals wieder das Wort ergreifend, „unser Wechsel aufs Land, in die ferne Einöde. Noch mehr unser Wechsel in den Künstlerberuf, den wir nun beide betreiben.

Immer in der Winterzeit sind wir auf Reisen und pflegen unsere weit über die Welt verstreuten Freundschaften. Und auch die Meere bereisen wir

hin und wieder. Die Freundschaft zu den Walen, die ich selbst mit den Jahren zunehmend teilte, fühlen wir bis an den heutigen Tag. Und selbst wenn wir uns hier, fernab aller Meere, in diesem Haus befinden, meinen wir manchmal - mit einem anderen inneren ‚Ohr‘ - ihre fernen Gesänge zu hören.

Unser ‚Refugium‘ hier wollen wir uns bewahren, solange es möglich ist. Hier ‚üben wir uns ein‘, wenn ich es so ausdrücken darf - bis wir gut genug sind, vor anderen Menschen zu musizieren, zu improvisieren. Speziell das Improvisieren - es ist eine eigene Kunst. Doch eigentlich führen wir damit nur fort, was wir auf unseren Seereisen zu üben begonnen haben.

Da wir so gut wie niemals geschriebene Noten als Vorlage nutzen, muss etwas anderes unsere Töne in Übereinstimmung bringen und koordinieren: ein sicheres ‚inneres Wissen‘ – ein Wissen, das wie selbstverständlich Teil hat an allen spontanen Eingebungen des andern. Sobald der Gleichklang einer Schwingung uns beide erfasst hat, sind alle Probleme störender Disharmonien, widerstreitender Rhythmen und Akkorde gelöst.

Dieses innere Korrespondieren, in dem wir uns üben, ist unverändert ein weites Feld der Entdeckungen, das viel Abenteuer und Spannung bietet. Und manchmal auch viel Heiterkeit auslöst.“

Ich erinnerte mich an den Tag, als ich den Weg zum kleinen Hügel hinaufging und mich der Lärm der streitenden Stimmen erschreckte, die wortreichen, schonungslosen Entladungen. Ich dachte an

die Reden der Leute im Dorf, die den Dauerzwist der zwei Eheleute in bizarren Details und grellen Farben ausgemalt hatten.

Alles war falsch daran. Alles hatte eine andere Antwort.

Die beiden schwiegen jetzt, saßen nur in ihr stilles Lächeln versunken, ein Netz, das beide umspinnen hielt, immer enger.

Es war mir, als entfernte ich mich in die Rolle des Zuschauers an diesem Tisch, den ich nur scheinbar noch mit den Gastgebern teilte, nicht störend, doch mehr und mehr ungefragt.

Auf einmal wusste ich es:

Dass es alles nur Spiele waren - die mich zunächst verwirrt und erschreckt hatten, ein Überschwang ungebändigter Spiellaune. Spiele waren die Inszenierungen ihrer Zerwürfnisse und alle bizarren Sonderlichkeiten, von denen die Leute erzählten; es war dieser winzige Teil der Wahrheit, der den andern, den „Uneingeweihten“, von allem erkennbar war.

All diese Spiele: Es gab sie nur um des kleinen Kontrastes willen, sie waren der kurze dissonante Akkord, dem der versöhnende Wohlklang folgte, unverzichtbar deshalb - und doch nur ein Spiel.

Jedes Zerwürfnis löste, mit stillem Glanz, ein Versöhnungsfest ab. Dafür war es geschaffen.

Möglich dass im Geheimen auch sonst alle Geschehnisse, alle Zerwürfnisse und Bitternisse der Welt nur Schauspiele eines ähnlichen Musters waren: In der Anhäufung der Schmerzen einzig ge-

schaffen um des Kontrastes willen, um das Licht der Versöhnungsfeiern zum Leuchten zu bringen, der späteren Liebesfeste, die unausweichlich doch folgen mussten.

Sie, diese beiden, spielten sie ganz bewusst.

Endlich erhob ich mich.

Der Mann schien es erst nach Momenten zu merken, drückte mir warm und freundlich die Hand. Dann ebenso schließlich die Frau.

Wieder winkte man, als ich davonging.

## 17

Ich blicke auf die Landstraße vor meinem Fenster.

An der nahen Abzweigung liegt wie immer der kleine Dorfladen. Längst hat er eine neue Besitzerin. Ich blicke auf das inzwischen verwaiste Gehöft auf der Anhöhe, auf den schmalen Feldweg, auf dem man dorthin gelangt. Ich blicke zum glitzernden Wasserloch.

Mehr als ein halbes Jahrhundert trennt mich inzwischen von jenem Sommer der Wunder.

Und doch: Wie damals wehen die wieder reif werdenden Ähren im Wind. Es wehen die grünen Büsche, es weht das Gras.

Und mir ist, ich sähe noch immer die Spuren der Liebe darin, die mich mit den Menschen dieses Sommers verbanden, vor allem dem kleinen Zigeunermädchen.

Wie könnten solche Spuren jemals erlöschen!

Ich höre ihre Stimme: Du freust dich, dass ich gekommen bin.

Du liebst mich, ich weiß es.

Doch - soweit ich von Liebe überhaupt sprechen kann: Ich liebte dies dunkelhäutige, schmale, kleine Zigeunermädchen.

Ich liebte Klarissa.

Sie ist in ihre Familie zurückgekehrt. Die Ereignisse jenes Sommers werden ihr selbst bald nur noch wie ein dunkler ferner Traum erschienen sein.

Vielleicht hat sie alles lange vergessen.

Viel zu wenig wusste sie selber in Klarheit, was mit ihr geschah. Vielleicht hat sie alles vergessen. Auch mich.

Es genügt, dass sie in meinem Herzen aufbewahrt bleibt, ein Schimmer von Zauber, von Glück, der mich in all den Jahrzehnten niemals verlassen hat; auch für den kleinen Rest, der mich noch erwartet, wird er nicht verlöschen.

Ich bin zum Ende meiner Geschichte gekommen.

Habe ich die Rätsel, die vielen, die mir damals begegneten, besser zu beantworten gelernt mit den nun lange gelebten Jahren? Klarere Antworten gefunden mit meiner „Altersreife“? Habe ich „Altersweisheit“ erlangt oder wenigstens Wissen?

Nein, ich will von Weisheit und Wissen nicht sprechen. Und doch, sollte ich eine Erkenntnis nennen, die mich als Resümee dieser damals durchlebten Zeit durch mein Leben begleitet hat, so ist es die: dass es die sicher gezogene Trennlinie zwischen

Wachen und Träumen nicht gibt; dass wir die Wirklichkeit nie umfassend begreifen können, wenn wir nur gelten lassen, was für uns greifbar, zählbar und messbar ist und was wir deshalb „real“ nennen. Die Realität ist viel mehr.

Freilich, ich spreche von einer anderen Art von Traum – nicht jener der wirren und flüchtigen Bilder, die wenige Momente nach dem Erwachen schon wieder vergessen sind. Ich spreche von jener Art Traum, ohne die unsere gesamte Existenz nur ein Fragment bleibt, selber nichts als ein wesensloser flüchtiger Traum.

Es gibt ein Zweites aus dieser Zeit, das ich mitgenommen und für immer bewahrt habe. Ich sage es leise und nur für die wenigen Ohren, die auf die leisen Dinge zu hören bereit sind und sage es doch mit der gleichen Gewissheit.

Es ist die Überzeugung, dass es die Kraft einer Liebe gibt, die alles verwandeln kann. Ich sage alles, und ich meine es so. Auch das Schwärzeste, das wir uns vorstellen können, hat keinen Bestand gegenüber dieser Kraft. Je schwarzer das uns bedrängende Schwarz, desto größer die Liebe, die es schließlich verwandelt. Und alles was bleibt: Es ist die größer gewordene Liebe.

Das folgende noch gibt es nachzutragen:

Ein Vierteljahr nach meinem Abschied vom Hof, in einer stürmischen Herbstnacht, brannten acht Ställe im Dorf. Drei davon brannten bis auf die Grundmau-

ern nieder. Alle befanden sie sich in direkter Nachbarschaft zum Gehöft des Landwirts Kroschnetta.

Ein Stallknecht - wie später bekannt wurde - hatte im nächtlichen Stall einen Hundezwinger gesäubert, dabei war er gestürzt und hatte sich die Schulter an einer verbogenen eisernen Stange verletzt. Als er eilig ins Haus lief, um Verbandszeug zu holen, entging ihm, dass eine Öllampe von ihrer Leiter ins Stroh gekippt war. Wieder zurückgekehrt, fand er den ganzen Stall bereits hell in Flammen.

Das Feuer war nicht mehr zu löschen. Die Sturm böen trugen die Funken rasch auf die benachbarten Höfe. Es brannte die ganze Nacht.

Vier Männer fanden den Tod in den Flammen.

*Die Erzählung ist auch als Hörspielfassung verfügbar.  
Anfragen über den Verlag.*